ENG

BDA 3.18

ENG

INHALT

4 Ein Wort voraus
Monica Hoffmann

6 Wann wird Dichte zu Enge?
Angelika Jäkel

9 Buddelschiff
Ulrich Karl Pfannschmidt

12 Beklemmung
Cornelius Tafel

15 Da platzt mir der Kragen
Erwien Wachter

19 Ort der Enge: Das Gefängnis
Irene Meissner

21 Kuckucksnest
Erwien Wachter

24 Op de fiets
Klaus Friedrich

26 Anderswo
Rainer Hofmann

27 26°59'34.5"N 71°04'47.0"E
Wüste Tharr, Nordwest-Indien
Alexander Knoop

29 Momentaufnahmen
Monica Hoffmann

31 In eigener Sache

33 Stadtkritik IX

36 Vom Bauen

41 Sieben Fragen an
Hans Schuller

43 BDA

50 Persönliches

55 Lesen – Lust und Frust

57 Randbemerkt

59 Impressum

EIN WORT VORAUS

Wenn es eng wird, könnte einem angst und bange werden. Und tatsächlich liegen sie ganz nah beieinander: das Enge, die Angst, das Bangen, nicht nur etymologisch betrachtet. Wenn es eng wird, regt sich bei so manchen aus Angst der Fluchtgedanke. In engen Gassen beispielsweise, oder es bricht der Schweiß aus, wenn es eng wird im Fahrstuhl. Eng kann es auch zeitlich werden, wenn ein Abgabetermin für einen Wettbewerb bedrohlich naht. Das Weglaufen oder Beeilen mögen in diesen Situationen hilfreich sein, nützen allerdings nichts, wenn es eng wird in manchen Köpfen und dadurch Desaster heraufbeschworen werden. Da muss man sich schon etwas anderes einfallen lassen.

Mit einem Perspektivwechsel bei der Wahrnehmung von Enge fordert Angelika Jäkel die Leser zur Selbstwahrnehmung heraus (Sei-

te 6). Das Enge und das Weite als relative Größen in Gebäude- und Stadtplanung umzusetzen, ist für Ulrich Karl Pfannschmidt als Qualitätsmerkmal unverzichtbar (Seite 9). Enge als alleiniges starkes Ausdrucksmittel wiederum demonstriert Cornelius Tafel anhand zweier Beispiele (Seite 12). Erwien Wachter befasst sich mit den möglichen Folgen einer grenzenlosen Reglementierung des Handelns in einer digitalisierten Welt (Seite 15). Über den engsten Ort, ein Gefängnis, und über Architekten als deren Planer oder Insassen schreibt Irene Meissner (Seite 19). Wie es durch divergente Entwicklungen eng werden kann, betrachtet Erwien Wachter (Seite 21). Interessanterweise sind es gleich drei Autoren, Klaus Friedrich, Rainer Hofmann und Alexander Knoop, denen in näheren und weiteren Fernen Gedanken zu Themen der Enge in der Heimat kommen (Seite 24, Seite 26, Seite 27). In vier Momentaufnahmen schlägt Monica Hoffmann schließlich einen Bogen von der räumlichen bis zur geistigen Enge (Seite 29).

Das Wort eng hat mehr als 1000 Synonyme. Darunter sind natürlich auch einige positiv gemeinten Inhalts. Wenn zum Beispiel in einem Team eng zusammengearbeitet wird, man sich verbunden fühlt und füreinander einsteht. Dann ist einem vielleicht weniger angst und bange im Leben – oder?

Monica Hoffmann

WANN WIRD DICHTE ZU ENGE?

Auswege aus dem privaten Wohnen

Angelika Jäkel

Gegen die Dichte: Nicht-gesehen-werden-wollen

Wenn ich in meinem Dammerstocker Randgarten liege, genauer mit Kopf nach Westen in der Hängematte zwischen Teppichstange (Aufhängung A) und Kirschbaum (Aufhängung B), dann könnte mich das Ehepaar M., wohnhaft in der gegenüberliegenden Zeile, aus ihren Zimmerfenstern im 1. Stock sehen. Wähle ich die umgekehrte Liegeposition – Kopf in Richtung Ehepaar M., Füße zum Haus und zur Teppichstange – dann sehe ich, um mit Rilke zu sprechen, sozusagen tausend Möglichkeiten, die mich sehen können –

Balkonbesitzer, Fensterinhaber, Feldstecherbenutzer im Dammerstock und darüber hinaus. In meiner Hängematte gesehen zu werden, ist – die Erfahrung mache ich jedes Mal aufs Neue – vor allem eine Sache der Begrenzung meines Blicks: Es reicht, die empfohlene diagonale Liegeweise in der Hängematte so auszuführen, dass die aufsteigende Stoffbahn mein Gesicht verbirgt – vor den Blicken des Ehepaars M. und vor den anderen Möglichkeiten des Gesehenwerdens. Schaffe ich das nicht, kommt mir der Dammerstocker Randgarten recht eng vor. Gelingt mir aber das richtige Verhältnis von Kopf und Stoff, dann öffnet sich über mir der Kirschbaum (weit).

Objektive Dichte und subjektive Enge

Nun ist meine Wohngegend kein Beispiel für städtebauliche Dichte – weder im heutigen Verständnis einer Vielfalt im Urbanen, noch im Sinne einer besonders hohen baulichen Dichte. Das Moment des Gesehenwerdens hat der Dammerstocker Randgarten jedoch gemein mit der Frage, wann „Dichte" zu „Enge" wird – an der Stelle nämlich, wo es um die Regulierung von Privatheit geht. Die Forschung zu Dichte und Enge setzt allerdings nicht sofort dieses große Wort – Privatheit – an den Übergang, sondern hebelt erstmal mit dem subjektiv Unangenehmen: Von Beengtheit, englisch „crowding", spricht die Umweltpsychologie, wenn die „perceived density", die Anzahl von Einheiten je Flächeneinheit, als negativ empfunden wird. Solche messbaren Einheiten für die „perceived density" gibt es eine ganze Reihe – Geruch und Lärm, Verkehr, Gebäude oder auch Personen können solche Indikatoren sein. Erstmal muss also klar sein, von welcher Dichte wir reden, ehe wir herausfinden können, wann diese zum individuellen Stressfaktor wird. Doch damit nicht genug: Die Wahrnehmung einer bestimmten Dichte als Enge ist immer ein komplexer Vorgang – da spielen durchaus situativ persönliche, räumliche, soziale, kulturelle und viele andere Faktoren in das Gemenge „Enge" hinein, bis hin zum pathologischen Umschlag in die Klaustrophobie. Während „die Dichte" immer nur beschrieben werden kann in Bezug auf Objekte – als „Dichte von etwas", in übertragenem Sinne auch als Dichte der Kulturen oder Atmosphären, ist die Wahrnehmung von Enge ein ganz und gar subjektives, auf Person und Leib bezogenes, affektives Geschehen. Lässt sich dieses Empfinden intersubjektivieren – also in für Andere nachvollziehbare Beschreibungen übersetzen?

Enge, Weite und ihre Verwandten

Wenn man von den vielfältigen sozialen, psychischen oder kulturell bedingten Gründen für Beengtheitsgefühle versucht, diejenigen zu unterscheiden, die als leibliche Regungen spürbar sind, betrachtet man räumliche Wahrnehmung als leibliches Phänomen. Sich zum Beispiel in einer großen Menschenmenge als Teil dieser zu fühlen, ist für viele Konzertbesucher ein großartiges – räumliches, atmo-

phärisches – Erlebnis. Wer nur per Zufall in das Konzert geraten ist, die Musik nicht mag, um sich herum nur Fremde sieht, den engt die Masse ein. Enge findet leiblich statt, als mich ergreifender Zustand der inneren Spannung – auch wenn es häufig wahrgenommene Qualitäten meiner Umgebung sind, die Erzeugende dieser Enge-Gefühle sind. Dabei gehört Enge zu den grundlegenden leiblichen Phänomenen überhaupt: Der Phänomenologe Hermann Schmitz hat Enge und Weite als Grundzustände der leiblichen Eigenwahrnehmung beschrieben – als zyklisch wiederkehrendes Auf- und Ineinander, welches sich gegenseitig bedingt und aufeinander bezogen ist; er nennt dieses Wechselspiel die „leibliche Dynamik". Im Wechselspiel mit „Weite" wird klar, dass es sich hier um verwandte Phänomene des architektonischen Gegensatzpaares von „Innen" und „Außen" und auch der soziologischen Begriffspaare „Individuum" und „Gemeinschaft", „Privatheit" und „Öffentlichkeit" handelt. Historisch ist das letzte Gegensatzpaar erst entstanden durch den Auszug der Arbeit aus dem „großen Haus" – einhergehend mit dem Entstehen eines selbstbestimmten bürgerlichen Standes, dessen neue Mitte das private Wohnen war: ein geschützter, relativ machtfreier Raum der Intimität und Geborgenheit. Vieles weist darauf hin, dass das Wohnen als radikal Privates gerade dabei ist sich zu verändern. Der Wiedereinzug der Arbeit ins Haus durch vielfältige Formen des Homeoffice ist so ein Indiz oder das Zusammengehen persönlicher Vorlieben mit der gezielten, professionell motivierten, öffentlichen Profilbildung in den sozialen Netzwerken. Die Regulierung von Privatheit und Rückzug – die Zugänglichkeit machtfreier Räume – scheint der Schlüssel für einen selbstbestimmten Umgang mit Dichte. Eine entscheidende Rolle spielen dabei die architektonischen Qualitäten des Blicks, der Offenheit und der Tiefe von Übergangsräumen zwischen „privat" und „öffentlich".

Gegen die Enge: Gesehen-werden-können

Ich habe meinen Dammerstocker Randgarten urlaubshalber mit einer Wiese in Nordwestmecklenburg getauscht. Das Dorf, an dessen Rand sich die Wiese befindet, liegt mit einer Stunde Tür-zu-Tür-Entfernung von Hamburg zumindest nach Maßstab des tolerierbaren Pendelzeitaufwandes noch in der Metropolregion. Es wirkt trotzdem genauso geisterhaft wie manches Dorf in der Lausitz oder im Schwarzwald – misstrauische Blicke hinter den Gardinen der Einheimischen, wir die Fremden. An der Wiese stehen eine Hand voll sanierte Taglöhnerkaten, eine ausgebaute Scheune, einige pommersche Landschafe, sonntagmorgens sensationelles Frühstück für die Gäste. Einfach, gut, ein bisschen nostalgisch gemischt mit denkmalgeschützt, ein guter Ort im östlichen Nirgendwo. Gastgeber, die an vier Tagen der Woche ihrem Kreativjob in Hamburg nachgehen und drei weitere Tage hier leben, Brot für uns backen und den Zaun reparieren. Dass sie sich nicht abschotten auf der Wiese, sondern ganz selbstverständlich mit den Gästen mischen, gibt uns auf merkwürdige Art das Gefühl, mit ihnen zusammen hier zu leben. Daraus erwächst – wir greifen es noch nicht so ganz – eine latent öffentlichere Form des Wohnens. Sie verbindet

sich über die Lebensweise von J. und F. mit Hamburg – eine Art ins Ländliche einsickernde Form von Urbanität, die es schafft, der gefühlten Enge im Dorf eine Schneise der Offenheit zu verpassen. Den erstaunlichsten Effekt aber hat diese angezählte Privatheit auf das Verhalten der Kleinfamilie: Alle benehmen sich tiptop – es könnte einen ja jemand sehen.

BUDDELSCHIFF

Ulrich Karl Pfannschmidt

Nichts hat mich in der Kindheit mehr fasziniert als Buddelschiffe. Wie die schönsten Segelschiffe mit zwei oder drei Masten voll aufgetakelt bis zum Mastkorb, scheinbar mit geblähten Segeln vor dem Winde segelnd, doch still vor Anker im Bauch der hellen Flasche lagen, war immer wieder zum Staunen. Wie waren diese Schiffe nur durch den engen Flaschenhals in den Bauch der Flasche gelangt? Die Begeisterung hat mich auch nicht verlassen, als ich das Geheimnis erfuhr. Das Buddelschiff illustriert überzeugend den Gegensatz von Enge und Weite. Beides, Enge und Weite brauchen einander. Keins von ihnen ist ohne das andere vorstellbar. Zusammen erst erzeugen sie Spannung.

Allerdings hat das Paar eine Schwierigkeit. Es ist nicht leicht zu fassen, denn beide sind nicht zu messen, also nicht in absoluten Zahlen zu denken. Man kann Längen, Breiten oder Höhen in Maßeinheiten beschreiben, man kann das Volumen von Räumen berechnen, die Zeit in Minuten, Stunden teilen und zählen. Man kann auch Abstände messen, aber den Begriffen Enge oder Weite kommt man damit nicht näher. Beide Begriffe sind eng mit unseren

Gefühlen verbunden, und das ist in einer Zeit der Zahlengläubigkeit ein großer Makel.

Maler und Bildhauer, weniger auf Zahlen fixiert, kommen leichter zum Ziel. Ihre Arbeiten können dem Verständnis helfen. Wer sich zum Beispiel in den riesigen Stahlskulpturen von Richard Serra bewegt, die rund gebogen und geneigt spiralförmige Gänge bilden, die beim Wechsel der Neigung sich weiten, um dann wieder enger zu werden, kann ein Gefühl der Beklemmung spüren, das erst bei der Rückkehr ins Weite, ins Freie weicht. Ähnliche Gefühle erlebte, wer vor 1989 am Bahnhof Friedrichstraße in den Berliner Osten gehen wollte. Eine Folge enger, verwinkelter, Furcht erregender Flure war zu überwinden, bis der Besucher den Boden der DDR betreten durfte, baulich eingestimmt auf den unterdrückenden Charakter des Staates.

In den siebziger Jahren hat der Maler und Konzeptkünstler Hannsjörg Voth Serien von Bildern und Grafiken mit eng verschnürten Körpern geschaffen, die als Symbol für unfreie, eingeengte Lebensumstände gelten können. Später baute er die Goldene Spirale in der Wüste von Marokko, die sich verengend in die Tiefe schraubt. Immer dicht an der Architektur, schuf er zuletzt dort die Stadt des Orion.

Der unbestimmte, schwer zu fassende Inhalt des Begriffs Enge bietet gern anderen Worten eine Bindung an, die nicht immer zu positiven Ergebnissen führt. Denken Sie an Engstirnigkeit oder schlimmer noch an Engherzigkeit.

Der Architekt, in einem Käfig aus Zahlen, Regeln und Paragrafen eingeengt, misstraut naturgemäß Gefühlen, obwohl ohne sie Architektur nicht entstehen kann. Jederzeit bereit, auf die Zwänge zu schimpfen, zappelt er doch ohne sie wie ein Fisch auf dem Trockenen. Bloße Funktionserfüllung wie Zappeln sieht man den Werken an. Um gute Architektur zu schaffen, genügt ein Blick in die neueste Ausgabe des „Neufert“ ebenso wenig wie lockeres Blättern in den Richtlinien für den Straßenbau. Wer schon als Student dem Kopieren aus Grundrisssammlungen verfallen ist, wird schwer ins Freie finden. Rezepte helfen wenig.

Zu den Lieblingsworten unserer Tage gehört „Emotion“. Unglücklicherweise suchen wir sie auf dem Fußballplatz statt in unseren Bauwerken. Aber wie wollen wir Gebäude planen, die Freude und Wohlbehagen, Erwartung und Spannung, Würde und Respekt ausstrahlen, wenn uns Gefühle gleichgültig lassen?

Wer Räume schaffen will, muss sich mit der Enge und ihrem Widerpart der Weite auseinandersetzen. Wie eng ist eng? Ab wann wirkt ein Raum eng? Welche Rolle spielt die Höhe der Wände? Wie folgen enge und weite

Räume aufeinander? Nichts ist absolut, alles ist relativ.

Ihr Verhältnis ist für Ort und Aufgabe zu ergründen und zu bestimmen. Sie gehören wie das Paar hoch-niedrig zu den Elementen des städtebaulichen und architektonischen Entwerfens. Es soll Absolventen geben, die während ihres ganzen Studiums das Wort Proportion nicht gehört haben. Adolf Loos hat in seinen Raumplänen so komplex wie lehrbuchhaft exerziert, wie man mit den Elementen umgehen kann. Auch wer es gern einfacher hat, muss sich der Frage nach den jeweiligen Maßen und ihrem Verhältnis zueinander stellen. Immer geht es um die Angemessenheit der Mittel.

Der Wandel ist bekanntlich eine Schnecke. Vermutlich ist sie schon auf dem Weg. Das jüngste Stadtviertel von Wien, die Seestadt Aspern – absichtlich nicht Siedlung genannt – am nordöstlichen Rand der Stadt, weit abseits des Zentrums, durchziehen Straßen und Gassen, die nicht allein verkehrliche Bedürfnisse befriedigen, sondern mit entsprechend hohen Häusern am Rand individuelle Straßenräume bilden. Enge Gassen, sich verjüngende Treppen, Gänge, Wege, schmalere und breitere Straßen, die gelegentlich in Plätze münden, trennen und verbinden zugleich die Baublöcke. Der Versuch, Stadt zu bilden, zeitigt bemerkenswerte Bilder.

Der gerade eröffnete Anbau der Kunsthalle Mannheim von GMP spielt in Grund- und Aufriss mit Enge und Weite. Türme durch Gassen getrennt, mit Brücken verbunden, stehen um eine Piazza, Boden für einen einzigen großen Raum bis zum Glasdach. Fensterlose Räume für die Sammlungen, eher eng gefasst gegen die Weite im Zentrum des Baus. Die Architektur protzt nicht, sie rahmt die Kunstwerke. Den Architekten ist ein ganzheitliches Vergnügen gelungen.

Wir hätten gern mehr von solchen Räumen und Häusern. Wie bringen wir sie durch die Flaschenhälse der Routine. Nicht zu sprechen von der Engstirnigkeit der Auftraggeber.

BEKLEMMUNG

Cornelius Tafel

Bei den meisten Gegensatzpaaren, wie hart-weich, kalt-warm, groß-klein, gibt es keine festen positiven oder negativen Konnotationen. Der Tee soll heiß sein, das Bier kalt, der Staatshaushalt groß, das Defizit klein, Fakten hart und Landungen weich – und so fort. Bei dem Gegensatzpaar eng-weit ist das anders: Enge ist eindeutig negativ besetzt. Wer möchte schon als eng bezeichnet werden, als engstirnig oder engherzig? Allenfalls für eine Jeans kann das Attribut haut-eng als Qualitätsmerkmal gelten. Wir lassen uns lieber für unsere vorausschauende Weitsicht und unser weites Herz loben. Aber nicht nur metaphorisch, auch konkret stehen wir der Enge zumeist ablehnend gegenüber: Wer lebt schon gern beengt? Eng ist dann schnell zu eng. Enge zu spüren ist ein beklemmendes Gefühl, kann sogar ein ernstes medizinisches Symptom sein und löst leicht Angst aus – tatsächlich ist das deutsche Wort Angst direkt aus der Vokabel eng abgeleitet.

Betrachtet man Architektur als eine Kunst, die nur möglichst angenehme Räume herzustellen hat, dann sollte ein Entwerfer räumliche Enge als Gestaltungsmittel zunächst einmal meiden, sofern ihn nicht ökonomische Zwänge oder Platzmangel davon abhalten. Sieht man Architektur dagegen als Kunstform, die, wie alle anderen Künste auch, nicht nur das unmittelbar angenehme, sondern auch das Unangenehme, ja Bedrückende zum Ausdruck bringt, wie etwa die Gefängnisprojekte der architecture parlante, dann kann Enge ein wirksames Ausdrucksmittel sein, um Angst zu erzeugen. Als solches hat Enge eine uralte architektonische Tradition: Verengungen, schmale Zugänge und Torsituationen sind oft nicht nur dem praktischen Sicherheitsbedürfnis geschuldet, sondern auch wirkungsvolle Inszenierungen der Einschüchterung. Aus heutiger Sicht ist eine solche architektonische Haltung überholt und anfechtbar – auch Bauten des Strafvollzugs sollten eher die Leiden der Haft mildern als steigern.

Doch selbst bei Bauten, die hohe künstlerische Anerkennung genießen und keine negativen Emotionen vermitteln sollen, sind Verengungen als künstlerische Mittel eingesetzt worden, um auf eine umso stärker wirkende Raumweite vorzubereiten. Das vorübergehende Unbehagen weicht dann einem befreienden Staunen, vergleichbar einer sich tonal auflösenden Dissonanz in der Musik. Beispiele dafür etwa die engen und dunklen Vorräume und Durchgänge, mit denen Le Corbusier in seinen Villenbauten auf die großen zweigeschossigen Haupträume vorbereitet. In diesen Fällen dient die Enge der Vorbereitung auf die Weite, sie steht wie die sich auflösende Dissonanz in der Musik im Dienst einer von Kontrasten lebenden Gesamtharmonie.

Enge ohne Auflösung, Enge als eigenes existenzielles Thema, nicht als Vorbereitung auf erlösende Weite zeigen dagegen zwei Bauwerke, in denen die zunehmende Einschränkung menschlicher

Lebensverhältnisse bis hin zum Tod Übersetzung in Architektur gefunden haben; das Thema ist in beiden Fällen der Holocaust.

Das nach Plänen von Daniel Libeskind erbaute und 1998 eröffnete Felix-Nussbaum-Haus in Osnabrück bildet die bedrückende räumliche Umsetzung der Lebenssituation des Malers in seinen letzten Lebensjahren. Im „Gang der ungemalten Bilder" bleibt dem Besucher genauso wenig Platz wie Nussbaum im Exil vor seiner Deportation nach Auschwitz. Das Gefühl Angst machender Enge ist hier unmittelbar körperlich greifbar.

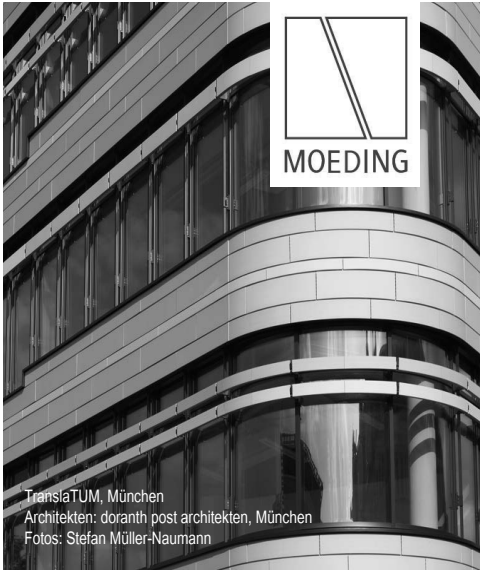
Während das Nussbaum-Haus sich exemplarisch einer einzelnen Biographie und den konkreten Lebensumständen einer individuell erfassbaren Person widmet und damit Empathie und Identifikation unmittelbar hervorruft, ist die Konzeption des von Peter Eisenman entworfenen Stelenfelds als Denkmal für die ermordeten Juden Europas (eröffnet 2005) viel abstrakter. Die Anzahl der Stelen (ca. 2.700) kann die Zahl der sechs Millionen Opfer nicht einmal ansatzweise veranschaulichen, allenfalls die Vorstellung einer unübersehbar großen Zahl vermitteln.

Die Stelen stehen daher nicht für Individuen, etwa als Grabsteine oder, wie gelegentlich interpretiert, als aufgerichtete Sarkophage. So sehr die Stelen das Feld bestimmen, dem sie den Namen geben, entscheidend für die Rezeption sind die Zwischenräume, die sie durch ihre Anordnung ausbilden. Die gepflasterten Wege zwischen den Stelen sind zur Mitte der Anlage hin abgesenkt, während die Höhe der Stelen, über die man in den Randbereichen leicht hinwegsehen kann, zur Mitte hin zunimmt, bis auf vier Meter. Die Wege sind gerade so breit, dass man nicht zu zweit nebeneinander gehen kann. Wer sich also ins Stelenfeld hineinbegibt, sieht sich zusehends von den anderen Besuchern getrennt, da für die Ausbildung einer überschaubaren Gruppe kein Platz vorhanden ist und die Möglichkeit, sich gegenseitig über die Stelen hinweg zu sehen, immer mehr abnimmt. Allmählich gerät der Besucher in eine Situation der Vereinzelung und beklemmender Enge, die Empathie schafft für die Isolation und die Existenzangst der Menschen, deren gewaltsamen Todes an dieser Stelle gedacht wird. Bei aller Offenheit nach außen und der Freiheit für jeden Besucher, den eigenen Weg durch die Anlage zu finden, ist die genau geplante Enge der Wege zwischen den immer höher werdenden Stelen das Mittel, das die Besucher dazu bringt, sich als Einzelne zu erfahren und ohne den Schutz einer Gemeinschaft dem Schrecken des Holocaust zu stellen.

MOEDING KERAMIKFASSADEN

Das Fassadensystem der Zukunft.
vorgehängt, hinterlüftet, wärmegedämmt

www.moeding.de



MOEDING

TranslaTUM, München
Architekten: doranth post architekten, München
Fotos: Stefan Müller-Naumann

DA PLATZT MIR DER KRAGEN …

Erwien Wachter

Eine wunderbare Welt, in der wir leben. Alles ist gesichert, alles ist versichert, für alles gibt es Gesetze, Ordnungen, Regeln, Verträge, Vollmachten und Verfügungen und mehr. Alles ordentlich geregelt. Unbesorgt versorgt wandeln wir so durch eine Landschaft geformt aus versichertem Wohlwollen. Wirklich? Was so unbesorgt sein lässt, ist eine Chimäre, die das Eine bietet und das Andere nicht von der Agenda nimmt. Verantwortung heißt das Zauberwort, das in der täglichen Enge eine Zwickmühle aus Wollen und Dürfen zermalmt.

Verwundert es, dass jeder gerne aus seiner Haut fahren würde, um genau das zu machen, was spontan in den Sinn kommt, oder der Entdeckungslust auf dem Spielfeld der Ideen zu frönen? Fatal an dieser Wellnesslandschaft des Unbesorgten ist die innewohnende Verlockung, das Bewusstsein abzugeben und sich von den moralischen Konsequenzen eigener Taten zu entbinden. Dann allerdings markieren die Gewitterwolken darüber eine Weltsicht, in der die Menschheit das Problem darstellt, das nur durch Gesetze, Technologien und Vorschriften lösbar erscheint. Die aus den schwarzen Wolken herniederfahrenden Blitze erhellen dazu ein Szenario, das die menschliche Existenz nicht als Eigenschaft, sondern als Programmfehler thematisiert.

Im Korsett der Algorithmen

Womit das Eigentliche angedeutet ist: Die Digitalisierung schreitet voran, Algorithmen bestimmen mehr und mehr, was wir zu tun haben, und immer mehr, wie wir was zu tun haben und natürlich auch, was wir lassen sollten, und wie im Zweifelsfall über uns gerichtet wird. Transparenz und gesunder Menschenverstand sind im wahrsten Sinne beim Teufel. Zu fassen ist das alles nicht in einer Welt, in der es einerseits heißt, enger zusammenrücken, aufs Engste miteinander verflochten sein, andererseits aber auch, bereits offene Grenzen wieder dicht machen und die Durchgänge für ein „In“ und „Out“ am besten eng und duster. Oder die Räume eng machen, wenn ein gegnerischer Angriff droht wie auf den Fußballfeldern in Russland zur Weltmeisterschaft. Ja, am besten alles noch enger regeln, alles noch mehr und am besten durch die Lupe überprüfen, alles eng beschriften, alles eng gestalten, Blätter eng beschreiben und bedrucken.

Den Gürtel enger schnallen – nein, so eng sollte ich das nicht sehen. Zudem, das Gesagte oder Gehörte zu eng – zu wörtlich – nehmen, auch das nicht. Enger zusammenrücken, nicht wirklich, aufs Engste miteinander verflochten sein – schon, wenn es was bringt, und die Räume eng machen, was nützt es, wenn das gegnerische Tor zu eng wird, der Keeper zu schnell lange Arme hat und dann ein Aus droht. Und noch einmal, die Räume enger machen, so, dass die 49,7 Quadratmeter Wohnfläche pro Kopf

heruntergefahren werden auf ein Maß des Notwendigen, auf ein Maß der Vernunft – wirklich der Vernunft? Eine Ahnung tiefster Vergangenheit souffliert Unbequemes. Warum sollte …? Ich vielleicht …?

Aktion und Reaktion

In der Lex Tertia von Isaac Newton lesen wir vom Prinzip „Aktion und Reaktion". Betrachten wir die Dinge unter diesem Aspekt, dann interessiert es, welche Konsequenzen es hat, wenn geregelt wird, geregelt was das Zeug hält. Geregelt vom Scheitel bis zur Sohle, ach was, natürlich vom Boden über das Fundament bis zum First, vom letzten normbeleuchteten Kellerwinkel bis zum Radius der Einflugschneise des Flugtaxis am Bahnhof … am Bahnhof, kaum, in das Mobilitätscenter – ein Zeitsprung sei erlaubt. Dabei wird angeblich dereguliert auf Teufel komm raus, bis zur Tatsache, dass sich die Artikel der Bauordnung in den letzten zwanzig Jahren auf ca. 20.000 vervierfacht haben. Mancher, auch ich, hat sich gelegentlich gewundert, dass jedes Blatt der bekannten Loseblattsammlung unter dieser Zielsetzung wie in unbefleckter Empfängnis nach der Entnahme des einen mindestens zwei neue Blätter in die Welt – nein, in die sich adipös blähenden Ordner brachte. Enger fassen klingt wie ein Hohn, wenn dies mehr und mehr Formulierungen benötigt, immer mehr Seiten füllt, um alles, was geregelt werden muss oder soll, rechtssicher zu machen.

Sprechen wir davon: Seien es Satzungen oder Strukturen, die RPW, die VGV, die HOAI, die Normen und Sonstiges aller Art, komme es aus Brüssel oder aus sonst wo. Um was geht es? Geht es darum, Verantwortlichkeit und Absicherung durch ein maximal engmaschiges Netz vom Bezug zur Sache in die große Freiheit ungetrübten Handelns zu entlassen? Und ehrlich – endlich in die große, weite und sorglose Welt? Aber stimmt das denn? Ist es nicht so, dass jeder Versuch, jedes Ringen um Verbesserung der Rahmenbedingungen uns als Ritter der traurigen Gestalt, als Don Quijotes in den Annalen des Versagens verhöhnt? Und in unserem sinnlosen Kampf gegen Windmühlenflügel, deren Triebkraft von willfährig vorauseilenden Regeltreuen anderer am Bauprozess beteiligter Akteure gespeist wird, und so unsere anrennende Lanze von einer gefährlichen Waffe zu einem zerbrechlichen Harmlos abwertet. Wie wäre es, vielleicht einmal alles anders zu machen, alles anders zu denken!

Nur in der Tiefe liegt die Wahrheit

Noch einmal zurück, zurück zu weiteren Verstörern, die Namen wie „graue Verfahren", Compliance Papier, Generalist+ oder Facharchitekt oder sonstige, noch so verquirlte Titel vorführen, um die Freiheiten durch ein sich straffendes Korsett enger und enger zu schnüren. So eng, bis dieses reißt, und im offenen Gebinde zwischen den Polen von Gut und

Böse sich eine Mitte auftut, in der alles bestens Geordnete seinen unruhefernen Platz findet. Die Mitte, der Durchschnitt, der Ruhepol können gewiss alles aufnehmen, aber in ihnen driftet auch Vieles auseinander, von dem man sagt, dass es nur im „zusammen“ Halt und Kraft gibt. Was für ein Irrtum, konstatierte dereinst Arthur Schnitzler: „Nur in der Mitte liegt die Wahrheit. Keineswegs. Nur in der Tiefe.“ Nun ja, die Tiefe …

Rollentausch von Mensch und Maschine

Wie in der Politik ist auch alles, was wir anpacken, ein täglicher Versuch und womöglich ein tägliches Scheitern, in die Zukunft zu denken. Wie aber steht es um die Perspektive dahin, und welches Interesse an ihr könnte motivieren? Der aufmerksame Beobachter bemerkt, wie mit immer neuen Begriffen emotionalisiert wird, wie Interpretationen verschiedenster Herkunft zu Missverständnissen, Unklarheiten und Unschärfen führen. Interpretationen, die wie Gesandte Botschaften bringen, die untrüglich für die jeweilige Interpretationsintention sind, ohne gemeinsamer Übereinstimmung zwar, aber sich mit vordergründig gemeinsamer Betroffenheit artikulieren. Immer neue Begriffe aus dem Werkzeugkasten der Manipulationslinguistik fördern ein Verwirrspiel in der notwendigen Klärung der Ursachen für augenscheinliche Entwicklungen. Die scheinbare Flucht nach vorne prägt den Ballast uneindeutiger Haltung und Handlung sowie mangelhafter Solidarität und Kontinuität. Letztlich, so ist zu vermuten, fehlt es an der schlüssigen Beweiskraft vorgetragener Leistungsqualität eines inhomogenen Berufsstandes. Darin hat ein Compliance Papier die Löchrigkeit der guten Hoffnung, der Generalist+ stellt die angestrebte Gesamtsicht infrage und macht aus einem hohen Wert durch eine mangelhafte Auslegung eine Diskussionsmasse, die ein Spezialisierungswesen provoziert. Normen und Ordnungen werden zum Unwesen der grenzenlosen Fortschreibung, die von Vernunft und Einsicht gebotene Findung von komprimiertem Neuland versickert in der unkritischen Akzeptanz des Gängigen als neues Maß der Dinge. Was bleibt, ist ein unermüdliches Ringen um Verbesserungen des Errungenen, im Blick zurück. Was bleibt, sind blauäugige Erwartungen an die Stabilität von Beschlüssen, was auch bleibt, ist das Wissen, dass die Diskussion weiter und weiter gehen wird, sich die Dinge weiter und weiter verschlingen. Was bleibt, sind auch die Bindungen durch immer mehr Regeln auf der Basis immer unübersichtlicher werdender Voraussetzungen, die am Ende den Berufsstand zunehmend einkreisen und mit Dampfhammergewalt in reiner Pragmatik schließlich erdrücken. Warum nicht gleich eine Algorithmierung der Bauordnungen, der Leistungsbeschreibungen, der Vergabesysteme sowie folglich der Planungs- und Bauprozesse, die dann von den Gesetzen der Programmierer bestimmt über das Wohl und Wehe architektonischer und baukultureller Werte entscheiden. Wie fern ist dann noch der Rollentausch von Mensch und Maschine und

der Amoklauf eines Roboters, der aus seinen Hüllen ausbricht, um in einer Computersimulation den Rest seines Lebens zu verbringen. Die singulären unternehmerischen Intentionen anderer am Planen und Bauen beteiligter Akteure werden durch die Beförderung der zugrunde liegenden Systeme zu Sargträgern der historischen Bedeutung eines dereinst hoch geachteten Kulturträgers.

Aufgaben zum Überdenken

Wo sind die Weiterdenker, die sich öffentlich zu drängenden Fragen unserer Gegenwart und unserer Zukunft äußern? Es gibt sie selbstverständlich: aber die Einen denken in der kritischen Masse des Aktuellen, die Anderen verstehen sich entgegen allzu schneller Eingrenzung nicht als Querdenker, sondern als kritische Beobachter. Letztere werden leicht als Moralisten mit erhobenem Zeigefinger dargestellt, die nichts anderes zu wollen scheinen, als die „Unwissenden" zum Schweigen zu bringen und damit dem Kampf um die Vernunft ein Ende zu bereiten. Insofern gilt es dringend zu verhindern, dass die freien Geister abdanken. Und es gilt ebenso dringend zu verhindern, dass die selbsternannten Besserwisser übernehmen. Aber das sollten wir uns hinter die Ohren schreiben: „Wir dürfen das Weltall nicht einengen, um es den Grenzen unseres Vorstellungsvermögens anzupassen, wie es der Mensch bisher zu tun pflegte. Wir müssen vielmehr unser Wissen ausdehnen, so daß es das Bild des Weltalls zu fassen vermag." So sah es zumindest Francis Bacon zu seiner Zeit.

Zu begreifen ist: Die Aufgaben zum Überdenken haben sich gewandelt. Und vielleicht weiß heute keiner mehr, worin sie eigentlich nun bestehen. Das Hamsterrad, sollte es so bleiben, nimmt Fahrt auf, und wer so unter Druck steht, der erblindet. Ja, dann wird es wirklich eng. So eng, dass ich nicht mehr darüber sprechen kann oder besser sollte. Rührt es womöglich an der persönlichen Freiheit, rührt doch der Zeigefinger des Moralisten die Suppe um, die sowieso keiner mehr essen will. Mag sein, vielleicht hilft ja noch Joachim Ringelnatz weiter: „Humor ist der Knopf, der verhindert, dass uns der Kragen platzt." Humor wird gebraucht, aber mehr noch Mut. Doch aufgepasst: „An den Pessimismus gewöhnt man sich zuletzt wie an ein zu enges Sakko, das sich nicht mehr ändern lässt." Gut gemeint André Gide. Menschlichkeit handelt nicht von individuellem Überleben oder Flucht, sie ist ein Mannschaftssport. Und was auch immer zukünftige Menschen haben werden, sie werden es gemeinsam haben ...

ORT DER ENGE: DAS GEFÄNGNIS

Irene Meissner

Räumliche Enge hat zunächst einmal etwas mit einem menschlichen Empfinden beziehungsweise einer subjektiven psychischen Erfahrung zu tun. Räume können als eng wahrgenommen werden, erzeugen aber nicht zwangsläufig ein Gefühl der Beengtheit. Dagegen verursacht das Eingeschlossensein an einem Ort, von dem es kein Entrinnen gibt, unabhängig von der Größe des Ortes das Gefühl von Enge. Der geradezu paradigmatische Ort der Enge ist das Gefängnis, dem Piranesi in seinen Kerker- und Gefängnisphantasien, den „Carceri", einen ebenso dramatischen wie bildhaften Ausdruck gab. Die berühmten Radierungen zeigen albtraumhafte Labyrinthe, enge Verliese und Treppen, die ins Dunkle oder ins Nichts führen. Architektur wird eindringlich zum Ausdrucksträger von Empfindungen, deshalb standen diese fiktiven Räume Schriftstellern wie Edgar Allen Poe, Edgar Wallace oder Wolfgang Koeppen in ihren Kriminalgeschichten und Romanen immer wieder Modell für „Angsträume", für Enge und Beengtheit.

Dem stehen die realen, berühmt-berüchtigten Gefängnisse wie Alcatraz, Robben Island, Sing Sing, Guantanamo, Abu Ghraib oder das syrische Foltergefängnis Sednaja gegenüber – Symbole für Kerkerenge und Terror, Folter und staatliche Willkür. Um von dem Martyrium der Gefangenen und von der räumlichen Organisation in dem nördlich von Damaskus gelegenen, „geheimen" Sednaja überhaupt eine Vorstellung zu bekommen, hat 2016 die interdisziplinäre Forschergruppe Forensic Architecture mit Unterstützung von Amnesty International anhand von Zeugenaussagen ein dreidimensionales virtuelles Modell des Gefängnisses am Computer nachgebaut und über eine eigene Homepage zugänglich gemacht. In dem strahlenförmigen, aus drei Flügeln, einem Exekutionsraum und einem mittig liegenden Wachtturm bestehenden Komplex bestimmen Dunkelheit, enge überfüllte Zellen, Hinrichtungen, Kontrolle und Überwachung das Leben der Gefangenen. Amnesty International bezeichnete Sednaja als „menschliches Schlachthaus".

Wie sich Macht- und Kontrollstrategien des Staates manifestieren, untersuchte 1974 Michel Foucault in seinem Werk „Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses" anhand der Entwicklung des Strafsystems seit Mitte des 18. Jahrhunderts. Dabei machte er die Moderne als „Disziplinargesellschaft" aus. Im Zentrum seiner Betrachtung steht das „Panopticon" – eine räumliche Struktur, die es ermöglicht „alles zu sehen". Das 1791 von dem englischen Philosophen Jeremy Bentham als Idealtypus eines Gefängnisses entworfene Gebäude mit ringförmigen, sternförmigen engen Zellentrakten und zentralem Beobachtungsturm, von dem aus die Wärter die Zellen einsehen, aber die Gefangenen sich untereinander nicht sehen können, diente Foucault als Modell moderner rationaler Überwachung und Kontrolle, die er auch an anderen Bauten wie Fabriken oder Schulen analysierte.

Die Folgen staatlicher Kontrolle und Macht bekamen auch Architekten immer wieder zu spüren. Als Christian Enzmann und Bernd Ettel 1984 im Architektenwettbewerb für die Neugestaltung des Ost-Berliner Bersarinplatz ein Kunstobjekt dazu nutzten, die DDR als Überwachungsstaat zu dekuvrieren, wurden sie wegen „öffentlicher Herabwürdigung" des Staates zu zwei beziehungsweise drei Jahren Haft verurteilt. Wenn Architekten im Gefängnis saßen – wie Claude-Nicolas Ledoux, François-Joseph Bélanger oder Albert Speer – dann meist aus politischen Gründen.

Einige Architekten zeichneten während der Haft und bauten später wieder, ähnlich wie einige berühmte Schriftsteller, aber auch Architekten in Gefängnissen bedeutende Werke verfassten oder später über ihre Gefangenschaft schrieben. So verfasste beispielsweise Voltaire, der 1817 23jährig wegen Verssatiren auf Ludwig XIV. für elf Monate in die Bastille gesperrt wurde, dort große Teile seines späteren Bühnenerfolgs „Oedipe", und Oskar Wilde schrieb nach seiner Haft ein berühmtes Gedicht über seine Zeit im Zuchthaus von Reading. Fernand Pouillon hingegen, einer der meist beschäftigten französischen Architekten der Nachkriegszeit, der wegen eines Bauskandals zunächst 1961 im berühmten, dem panoptischen Prinzip folgenden Pariser Gefängnis, „La Santé" saß, dann während eines Krankenhausaufenthalts flüchtete und 1963 nochmals inhaftiert wurde, schrieb in der Isolation „Die singenden Steine". In dem fiktiven Tagebuch über den Bau des Zisterzienserklosters Le Thoronet verarbeitete er die Enge seiner Gefängniszelle mit den in den provenzalischen Tälern abgeschiedenen Mönchszellen gleichsam als ein „harmonisch klingendes Paradies der Steine". Der Architekt François-Joseph Bélanger wiederum schuf nach seiner Entlassung aus der Haft eine 41 Meter weit spannende gusseiserne Kuppelkonstruktion für die Halle au blé in Paris, deren weiter, lichtdurchfluteter Innenraum auch als Zeichen der wiedergewonnenen Freiheit interpretiert wurde.

Albert Speer, 1946 in Nürnberg wegen Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit schuldig gesprochen und zu 20 Jahren Haft verurteilt, saß seit 1947 im Spandauer Kriegsverbrechergefängnis in Berlin ein. Das 1876 als Militärgefängnis errichtete burgartige Backsteingebäude in Form eines Kreuzes war für die sieben in Nürnberg verurteilten Kriegsverbrecher umgebaut worden. Speers Zelle war „3 Meter lang, 2,70 Meter breit und 4 Meter hoch". In den „Spandauer Tagebüchern" – nach dem Beststeller der „Erinnerungen" Speers zusammen mit Joachim Fest und Wolf Jobst Siedler publiziertes „zweites großes Erzählprojekt zur Gesichtsformung" – rechnete er aus, dass das Gebäude „etwa achtunddreißigtausend Kubikmeter" habe, dass sein Anteil von einem Siebentel einem kleinen Palais entspräche und er noch nie in seinem Leben so aufwändig gewohnt habe. Um der objektiv gegebenen Enge zu entfliehen, zählte Speer bei den Rundgängen im Gefängnishof seine Schritte und stellte sich dabei Reiseziele vor. Als er im Oktober 1966 entlassen wurde, hatte er dreiviertel des

Umfangs der Erde, „31.816 km“, durchwandert. Die letzte größere Reise aus der Enge unternahm Speer am 7. Oktober 1965 und notierte dazu: „Bei Mexicalis die mexikanische Grenze überschritten. Es ist eine trostlose Gegend mit zuweilen geradezu absurden kakteenartigen Gebilden wie Bäumen aus expressionistischen Filmkulissen, die die Eingeborenen Boogums nennen.“ Seit 2017 hätte Speer diese Grenze – in den USA eines Donald Trump – nicht mehr überschreiten können. Enge steht eben nicht nur für ein räumliches, sondern auch ein geistiges Problem.

KUCKUCKSNEST

Erwien Wachter

„…one flew east, one flew west,
one flew over the cuckoo’s nest.“
(englischer Kinderreim)

Wachstum fördert als beliebtes Allheilmittel der Politik den Zukunftsoptimismus. Wann allerdings unbegrenztes Wachstum dazu führt, alles aus den Fugen geraten zu lassen, darüber sind sich die Experten mehr als uneins. Sehr lehrreich ist dabei, dass es gar nicht allein um Wachstum geht. Es geht mehr um die Frage, ob alles mitwächst oder mitwachsen kann, damit die Entwicklungsprozesse sich schadlos vollziehen und die betroffenen Zusammenhänge ihr Gleichgewicht bewahren können.

Ein Beispiel soll hier stellvertretend aufzeigen, wie Deutschlands hochpoliertes Lieblingsding – das Automobil – wörtlich in die Enge getrieben und sozusagen durch eine Einfahrt ohne Ausfahrt beziehungsweise Ausstieg zur alternativlosen Hilflosigkeit verurteilt ist. Da in der neoliberalen Denkwelt ohnehin alles möglich ist, widmen wir uns der Einfachheit halber einem Detail, das scheinbar im Schatten der Entwicklung liegen geblieben ist.

Folgendes sagt wohl jedem etwas: fünf Meter lang, zweimeterdreißig bis zweimeterfünfzig breit und mindestens zwei Meter hoch – die Stellplätze von PKWs.

Die Planung dieser sorgfältig gehüteten Verwahrstellen des über alle Maße geliebten Vorzeigeobjektes richtet sich in der Regel nach den Werten der bestehenden Garagenverordnungen, die zum Teil noch aus den 1970er-Jahren stammen und seither nie aktualisiert wurden. Was aber kümmert das die Automobilindustrie, die in ihrer Entwicklungsleistung den Objekten der Begierde willkommene Blähungen in Millimetern verordnet: 5302/1945/1488 oder 4900/2003/1731 oder 4918/1983/1696 – ob Audi A8 L oder Mercedes Benz GLE Coupé oder Porsche Cayenne, um nur einige Vertreter dieser Spezies zu nennen, befriedigen heute mit ihrer dreidimensionalen Powerpräsenz die Kundensehnsucht nach Extremen und Sicherheit. Lassen wir lieber die metaphorische Frage im Nebel angeblich gereinigter Umwelt- und Ressourcenschonung stehen: War die Henne vor dem Ei da, oder doch zuerst das Ei und dann die Henne?

Wen irritiert es also, dass es in Parkhäusern, Tiefgaragen und Wohnsiedlungen zunehmend an ausreichend breiten Stellplätzen mangelt. Ausreichend breit, ausreichend lang? Die Fahrzeuge sind im Lauf der Jahrzehnte nicht nur in die Breite gegangen, sondern auch in die Länge und die Höhe. Ein Fiat 500 beispielsweise, um bei den kleinsten anzufangen, hat sich von 1960 bis 2017 von 2,97 Meter um 60 Zentimeter verlängert, um 30 Zentimeter auf 2,62 Meter verbreitert und ist um zwanzig Zentimeter höher geworden. Der seinerzeit beliebte VW Käfer hat von 1934 bis 2003 seine Ausmaße von 4,07 Meter Länge, 1,54 Meter Breite und 1,50 Meter Höhe kaum verändert. Selbst der nachfolgende Golf war noch um 17 Zentimeter schmäler als heute. Der zum Käfer formverwandte Beetle zeigte sich demgegenüber komfortabel aufgebläht um 21 Zentimeter verlängert und um ganze 28 Zentimeter verbreitert. Ganz abgesehen davon, dass all die genannten Vehikel mit breitsichtigen Außenspiegeln versehen noch links und rechts zweimal 20 Zentimeter über die ohnehin größere Breite beanspruchen.

Die Parkierungswelt wird unter solchen Prämissen eng, das kann wirklich niemand verwundern. Heute stehen zehnmal mehr Fahrzeuge als 1960 in der Wirtschaftswunderwelt – das sind insgesamt 46,5 Millionen, Tendenz steigend – „lackschaden-trächtig“ Tür an Tür und verlangen selbst bei sehr schlanken und gelenkigen Menschen akrobatische Glanzleistungen beim Ein- und Aussteigen. Dem Expertenruf nach dringender Umstellung auf zeitgemäßere Stellplatzbreiten von mindestens 2,5 bis 2,75 Metern (je nach Rahmenbedingung) steht dem räumlichen Bestand krass entgegen. Garagen sind nun mal nicht aufblasbar, weder in Länge noch in Breite, noch in Höhe. Selbst die vorgeschlagene Begrenzung der Fahrzeugbreite auf 1,85 Meter und einem Türöffnungswinkel von 30 Grad steht in den Sternen des Himmels über Industrie und

Konsumententraum. Eine Armada von SUVs im Straßenverkehr beweist dies eindrucksvoll mit Abmessungen, die geltende Garagen- und Verkehrsverordnungen verhöhnen. Aber nicht nur das. Gibt die zur Umstellung auf eine passende Stellplatzdimension erforderliche Mehrung der Baumasse nicht Anlass zum Umdenken? Sich zu fragen, ob eine Baumasse von rund 70 Millionen Kubikmeter allein für die Hälfte des heutigen PKW-Bestandes im Zeitalter der Resilienz noch verträglich ist, ob nicht schließlich das Nest, in das wir uns zu Lasten unserer Umwelt und unserer Ressourcen drängen, zu eng wird – ein Nest, dass sich als Kuckucksnest entpuppt?

Schnitzer&

BDA/Architektur/
Workshop/Symposium/
BIM/Forum/**ARCHICAD**/
Fotografie/Service/
Studenten/**Kooperation**/
Software/&journal/
Musik/Veranstaltungen

www.schnitzerund.de

OP DE FIETS

Klaus Friedrich

Neulich, beim flüchtigen Lesen der Notiz „München forciert den Bau von Fahrradautobahnen“, tauchten vor meinem inneren Auge wieder Bilder aus Haarlem in den Niederlanden auf. Eine alte, vollständig aus Backsteinhäusern bestehende Stadt in gerade einmal fünfzehnminütiger Entfernung zu Amsterdam. Sie ist die zweite Entdeckung nach Maastricht, die ich auf meiner ersten Reise durch die Niederlande machte. Die Wohnquartiere aus den Anfängen des 20. Jahrhunderts, die den Stadtkern umschließen, wirken ihrer alten Fassaden zum Trotz seltsam modern. Dies liegt vor allem an den sorgsam ausgebildeten Straßenraumprofilen, die mir – würde ich nicht selbst auf einem Fahrrad sitzend die Stadt erkunden – nicht in dem Maß gegenwärtig werden, wie sie es tatsächlich tun. Die Fußwege vor den durchgängigen Hausfassaden sind aus Hartbrandklinkern gepflastert und vom angrenzenden Fahrradweg durch einen kleinen Versatz getrennt. An seiner Grenze wachsen Bäume aus dem Belag des Gehwegs. Die Straßenfahrbahn ist in den häufigsten Fällen durch einen Mittelstreifen in zwei Richtungen getrennt. Auch ein Ausweichen auf den Radweg ist aufgrund des randseitigen Bordsteins unmöglich. Die Fahrgeschwindigkeit innerorts ergibt sich von selbst, da niemand gewillt ist, ohne Not Reifen und Felgen an den seitlichen Begrenzungen abzuradieren. Eine Vielzahl von Kreuzungen sind als Kreisverkehr angelegt. Jene, die doch von Ampeln geregelt werden, besitzen eigene Lichtzeichenanlagen für Autos, Radfahrer und Fußgänger – mit einer so kurzen Reaktionszeit, die mich in sprachloses Staunen versetzt. Alles bewegt sich reibungslos. Weder höre ich Hupkonzerte entnervter Autofahrer, noch nehme ich gestresste Radler wahr, die mit gesenktem und hochrotem Kopf gegen die Zeit anfahren. Einen Helm trägt zum Erstaunen hier niemand.

Das tiefere Verständnis für die Qualität des Raums stellt sich jedoch ein, als ich mich frage, wann unsere Nachbarn wohl begonnen haben, die aufwändige Infrastruktur für die gesamte Verkehrsführung zu erbauen. Der Blick auf die Hausfronten beiderseits der Straße zeigt, dass der Straßenraum vor gut hundert Jahren festgelegt wurde. Die Fahrrad- und Fußwege zusammen ergeben keine weitere Fahrspur für Autos. Sie können also nicht das Produkt einer Verengung des Lichtraumprofils der Fahrgasse, sondern müssen von Anfang an Teil der räumlichen Überlegung gewesen sein. Wie vorausschauend wirkt das angesichts der oben genannten Initiative?

Wahr ist, dass die Niederlande nie eine Nation von Automobilherstellern war, wie es die Deutschen sind. Das Fahrrad hat so gesehen von Anfang an einen höheren Stellenwert besessen als bei uns. Es war und ist neben dem individuellen Fortbewegungsmittel nach wie vor das kleinste Transportgerät. Dies zeigt sich an der Vielzahl der Lasten- und Transportradmodelle in den Städten.

Dass die Holländer es verstehen, in ihrem dicht besiedelten Land intelligent und maßvoll mit dem zur Verfügung stehenden Raum umzugehen, ist auch daran zu erkennen, wie die Vielzahl der Fahrräder an Knotenpunkten – beispielsweise dem Hauptbahnhof der Stadt – untergebracht werden. Es gibt einerseits eine kostenlose, helle Radgarage unterhalb des Vorplatzes, die jedermann Tag und Nacht zur Verfügung steht. Sie ist bewacht und besitzt darüber hinaus eine Servicestation, an der kleinere Reparaturen am Rad unter Anleitung vorgenommen werden können. Andererseits ist es ein offenes Gesetz, dass jeder riskiert, sein Fahrrad am Abend nicht wiederzufinden, wenn er es irgendwo im öffentlichen Raum abgestellt hat. Es wird von der Kommune kostenpflichtig abgeschleppt und kann erst gegen Kaution an einem entlegenen Sammelort wieder abgeholt werden. Undenkbar also, dass ein fernöstliches Cleverle mit Mieträdern – à la Obike in München – sich in den Niederlanden trauen würde, eine Stadt mit 9000 Rädern zuzupflastern, ohne ein Konzept zu besitzen, diese von Zeit zu Zeit einzusammeln, zu warten und an Entleihstellen wieder aufzustellen.

Doch auch im Umgang miteinander offenbart sich mehr Gemeinsinn und Rücksichtnahme, als man es in dem viel dichter besiedelten Nachbarstaat annehmen dürfte. So traute ich anderntags meinen Augen nicht, als ich sah, wie ein Trambahnfahrer seinen Zug abbremste, nur um einem Radfahrer das Queren der Gleise zu erleichtern. Hierzulande wäre die erwartbare Reaktion zumindest ein Sturmgeläut, im Ausnahmefall garniert mit wüsten Verwünschungen.

So gesehen wird es spannend, wie wir uns der Aufgabe zunehmender innerstädtischer Verkehrsdichte (als nur einem Aspekt des Dichtephänomens) annehmen. Wer annimmt, dass eine logische Konsequenz aus zunehmender räumlicher Enge die Reduktion von Anzahl und Größe der Fahrzeuge ist, wird feststellen, dass das Gegenteil zutrifft. Ähnlich dem Pro-Kopf-Platzbedarf an Wohnraum scheint jährlich auch das Volumen der Fahrzeuge anzusteigen. Nirgendwo auf dem Land finden sich zahlenmäßig mehr und größere Geländekutschen als auf Schwabings Straßen. Dabei werden hier keine Hirsche aus dem Wald gezerrt, sondern die lieben Kindlein in die Krippen chauffiert oder die Latte-Macchiato-Pappbecher mit den jüngsten Einkäufen nach Hause gefahren. Zwischen im Auto auf dem Handy telefonierenden Wichtigtuern und überlangen Stadtbussen sich auf dem Fahrrad seinen Weg zu bahnen, ist kein wirkliches Vergnügen. Es fehlt der Raum und die gegenseitige Akzeptanz für ein entspanntes, angenehmes Fahren. Dann also doch lieber Fahrradautobahnen für den ungetrübten Genuss beim Radeln in und durch die Stadt? Es klingt wie ein Scherz getreu dem Klischee, mit dem wir Deutsche noch immer gern im Ausland karikiert werden: Achtung! Jawohl, schnell, schnell ...

Und während wir noch gemütlich auf dem Fahrradweg der Leopoldstraße stadtauswärts

radeln, stoppt uns an der Ecke Giselastraße eine Polizeistreife. Ausweiskontrolle, Aufnahme der Personalien, das ganze Programm. Zwischendrin die Frage: „Wissen Sie, weshalb Sie aufgehalten wurden?“ Nein. „Sie hatten die Hände nicht am Lenker. Dies ist eine Ordnungswidrigkeit und wird mit einer Verwarnung von fünf Euro geahndet. Sind Sie einverstanden? Bei Widerspruch kommen noch 20 Euro für das Bußgeldverfahren hinzu.“

ANDERSWO!

Rainer Hofmann

Aus Amerika erreichen uns in letzter Zeit keinerlei feine Nachrichten, Zeit mal wieder selber hinzufahren und da bin ich nun – nach einer Woche New York City sitze ich nun auf der Veranda vorm Holzhäuschen auf einer Insel in Maine und schaue aufs Meer. Vor mir noch ein Parkplatz, rechts davon lagert der Müll des Gasthauses, in welchem der Empfang dieses Inns liegt – keiner geht hier weit zu Fuß, man nimmt es mit vielen Dingen hier nicht so eng, und doch gibt es Regeln, manche sind geschrieben, andere erschließen sich einem erst mit der Zeit. Gerade wenn man fremd ist, wird einem bewusst, was einen einschränkt, wenn das Gewohnte nicht mehr selbstverständlich ist. Hier in Maine ist aufgrund der geringen Bevölkerungsdichte ein geringeres Konfliktpotential zwischen dem einen und der anderen, was im Prinzip ja fast auf die ganze USA übertragbar ist – vielleicht hat sich deswegen auch ein geringerer Bedarf an Regeln ergeben. Hier auf dem Land fühlt sich das gut an, auch wenn ich mich ohne Müll und Parkplatz in der Perspektive wohler fühlen würde!

Warum nur konnte aber in diesem Land dann eine Stadt wie New York entstehen? Hier ist doch eigentlich so viel Platz! Wenn man die gering regulierte USA mal darwinistisch betrachtet, und diese Perspektive drängt sich einem insbesondere bei der Betrachtung New York Citys auf, dann entsteht Enge auch aus einem ganz natürlichen, organischen Prozess heraus! Und trotz aller Verrücktheiten in New York City mit zum Beispiel scheinbar komplett obsoletem Verständnis für nachhaltiges Planen und Bauen geht mit der Stadt in dieser Dichte eine Schönheit einher, die fast unbeschreiblich ist. Diese Dichte und Varianz – basierend auf einem minimal regulierten omnipotenten Grundraster – führt zu Räumen und Orten der Vielfalt, nicht nur in der Vogelperspektive!

Was nehme ich davon mit nach Hause?

Der letzte Zipfel Maines und der Schmelztiegel New York City haben mehr miteinander zu tun, als man auf den ersten Blick denkt! Und wenn wir uns unser bayerisches Land anschauen, täte uns ein entspannteres Dichtebauen bei gleichzeitig intensivem Bewahren der Weite doch ganz gut! Enge kann so schön sein, wenn man nur nicht zu engstirnig wird!

26°59‘34.5“N 71°04‘47.0“E WÜSTE THARR, NORDWEST-INDIEN

Alexander Knoop

Der Zug bewegt sich mit aufreizend langsamer Geschwindigkeit, kaum ein Windhauch kommt durch die offenen Fenster. Es ist neun Uhr morgens, aber unerträglich staubig und heiß. Die europäischen Reisenden im Zug sitzen schlaftrunken auf ihren Pritschen, nicken einander flüchtig zu – durch die lange gemeinsame Fahrt sind sie miteinander auf stille Art vertraut geworden – und prüfen, ob die Essensvorräte noch unversehrt oder über Nacht Opfer der Mäuse geworden sind.

Mein Blick schweift hinaus in die gelb gefärbte, von Sand und Staub verhüllte Szenerie. Entlang der Bahngleise stehen und gehen Menschen, deren Tätigkeit rätselhaft bleibt. Dahinter tauchen aus dem allgegenwärtigen Gelb scheinbar wahllos Funkmasten, Stromleitungen und hohe Flutlichtanlagen auf. Weit in der Fläche verstreut stehen niedrige Häuser, einige sehr karg aus roh aufeinandergestellten Steinen, andere verputzt und mit jenen unvermeidlichen grellbunten Werbeschildern versehen, die mich bereits seit Tagen durch das Land begleiten. Der Versuch, gemeinsame Charakteristika an diesen Gebäuden auszumachen, scheitert; es bleiben nur disparate, unzusammenhängende Eindrücke. Ab und an ziehen kleine Industrieanlagen und schließlich große Öltanks vor dem Fenster vorbei. Der karge Boden ist übersät mit Zivilisationsmüll – verbeulte Plastikflaschen sind in Mulden zu kleinen Haufen zusammengeweht, an vereinzelten Sträuchern hängen Plastiktüten und bewegen sich sanft im Wüstenwind.

In mir macht sich, verstärkt durch hartnäckige Kopfschmerzen, ein unangenehmes Gefühl der Enge und Beklemmung breit. Gleichzeitig wird mir leise bewusst, dass dies wohl das Unbehagen des Städters sein muss, der insgeheim – und vergeblich – die unberührte Wildnis gesucht hat. Der aufsteigende Ärger über meine falschen Erwartungen bringt mir überraschenderweise eine Lektüre in den Sinn, die ich als Student stets als leidig empfunden habe: die Texte zu den Ursprüngen der Architektur, zu der durch die Architekturgeschichte geisternden Idee der Urhütte, einer ersten, vom Menschen der Wildnis abgerungenen Behausung. In meinem hitzeschweren Kopf tauchen Erinnerungsfetzen an Gottfried Sempers Text über die vier Elemente der Baukunst auf und wollen nicht weichen … das erste Zeichen menschlicher Niederlassung … nach Wanderung in der Wüste ist heute wie damals … die Einrichtung der Feuerstätte … Um den Herd … gruppieren sich drei andere Elemente, gleichsam die schützenden Negationen, die Abwehrer der dem Feuer des Herdes feindlichen drei Naturelemente: das Dach, die Umfriedung und der Erdaufwurf.

Mit Blick nach draußen in die vom Menschen zerzauste, mit einem wirren, engen Geflecht von Nutzung und Verschmutzung überzogene Fläche scheinen diese Worte seltsam gegenstandslos. Die Frage, ob der Ausgangspunkt der Architektur nun der wärmende Herd, wie bei Semper, oder doch eher das Dach und die Stützen waren, wie bei Marc-Antoine Laugiers „petite cabane rustique“, wird obsolet, wenn die umgebende einfache Natur, die Wildnis und Weite fehlen, vor denen diese Urhütten Schutz bieten und die sie in ihrer Gestalt nachahmen. War diese Wildnis nicht immer schon ein retrospektives Konstrukt, ein Ideal?

Als willkommener Gegenstand meiner leichten Gereiztheit eignen sich die Urhütte und die Erinnerung an die architekturgeschichtlichen Seminare offensichtlich vortrefflich. Während ich mit den Augen einem bunt geschmückten, seit Minuten monoton hupenden und schaukelnden LKW folge, der eine weithin sichtbare Rußfahne in den hellgrauen Himmel entsendet, kreisen die Gedanken weiter und zurück zur liegengelassenen Arbeit im Büro und der Frage der Grundlage unseres alltäglichen Arbeitens: an beengende Bedingungen verschiedenster Art, an ein Gespinst aus Flächenobergrenzen und Flächenuntergrenzen, Ausnutzungsfaktoren, einander widersprechende Normen und Förderrichtlinien, an Gesetze und Verordnungen und deren Auslegung. Ein unentrinnbares Netz aus disparaten Logiken und Konditionen, deren räumliche Auswirkungen ihre Verfasser offensichtlich nicht überblicken konnten – und die doch unsere gebaute Umwelt formen und verformen. Wenn man davon ausgeht, so mein verärgerter Gedanke, dass Bauen immer schon eine kollektive und soziale Angelegenheit war, so scheint es plausibel, dass Bauen schon immer auch ein Anstemmen gegen die Enge war. Der Versuch, inmitten eines menschengeschaffenen engmaschigen Netzes von Vorgaben und Bedingungen aller Art, eine wohlproportionierte, ein wenig Weite versprechende

räumliche Ordnung zu schaffen, die ein lebenswertes Umfeld bildet und ebendiese Enge vertreibt. Doch ist auch diese Vorstellung einer Urhütte, die den Menschen vor den räumlichen Auswirkungen ihrer selbstgeschaffenen zivilisatorischen Beengtheit schützt, vermutlich eine obskure Rückprojektion …

Der Zug wird langsamer, steht schließlich still. Ein Durchgangsbahnhof am Rand der Wüste. Niemand steigt aus, niemand ein. Der sandige Bahnsteig ist voller Menschen.

MOMENTAUFNAHMEN

Monica Hoffmann

Das Wort eng mag ich nicht. Das e kombiniert mit ng erzeugt einen Ton, der vorrangig in der Nase entsteht, denn das Gaumensegel verschließt den Rachenraum, so dass der Ton in die Nase umgeleitet wird. Da wird es bereits beim Sprechen irgendwie eng im Hals. Probieren Sie es aus. Ganz anders bei seinem Gegenspieler, dem Wort weit. Es wird im gesamten Resonanzraum von Rachen, Mund und Nase gebildet, wobei sich der Mund weit öffnet und am Ende nahezu in ein entspannendes Lächeln übergeht. Da kann man ins Träumen kommen.

Körperlich bedrängende Enge

Nicht so bei Situationen der räumlichen Enge, da ist der Körper gespannt, um sofort reagieren zu können. Beispielsweise in typischen Angsträumen, wie Fußgängerunterführungen, in denen es keine Kioske oder ähnliches gibt. Man muss hinabsteigen, manchmal wartet eine dunkle Öffnung, und selbst bei guter Beleuchtung bleibt ein Unbehagen wegen mangelnder sozialer Sicherheit. Am schlimmsten ist es, wenn man noch nicht einmal den

Ausgang sehen kann. Deswegen werden sie meistens gemieden. Fußgänger setzen sich lieber der Gefahr einer oberirdischen Querung vielbefahrener, mehrspuriger Straßen aus, als in eine unübersichtliche Unterführung hinabzusteigen. Ein Angstraum können auch enge Gassen sein, insbesondere nachts. Wer kommt mir da entgegen? Wer geht hinter mir? Kein Ausweichen möglich. Der Weg muss gegangen werden. Szenen aus Kriminalfilmen schüren die Angst zusätzlich.

Emotional stressende Enge

Enge Gassen gibt es heute nur noch in Altstädten, innerhalb der ehemaligen Stadtmauern. In unseren modernen Städten kann von räumlicher Enge kaum noch die Rede sein. Breite Fußgängerzonen, breite Straßen mit Bürgersteigen, geräumige Plätze, Parks mit ausgedehnten Rasenflächen. Ein Gefühl der Enge entsteht hier aus einem anderen Grund: es sind die vielen Menschen in Straßen, auf Plätzen, die wenig Raum lassen. Normalerweise kein Grund sperrig oder nervös zu reagieren. Aber da kommt etwas hinzu: Nur ganz selten ein Lächeln oder eine freundliche Geste, stattdessen verschlossene Gesichter, gebeugte Köpfe mit Blicken auf das Smartphone gerichtet, die meisten Passanten in Eile, unwillig bis aggressiv, wenn sich ihnen etwas in den Weg stellt. Die Selbstbezogenheit scheint inzwischen so weit vorangetrieben, dass sie mit einem Tunnelblick durch die Straßen gehen lässt, Rücksichtnahme verbietet. Sich als Teil einer Stadtgesellschaft zu fühlen und das Erlebnis der Gemeinschaft zu genießen, kommt für diese Passanten nicht im Entferntesten in Betracht. Wenn alle nur sich selbst erleben und durchsetzen wollen, dann wird es in breiten Fußgängerzonen emotional eng.

Freiheit beraubende Enge

Aber da droht im übertragenen Sinn noch eine ganz andere, viel besorgniserregendere Enge in der Stadt, wenn sie zur „Smart City“ wird. Der Beitrag von Adrian Lobe in der Süddeutschen Zeitung lässt nur das Schlimmste erahnen. Wenn Überwachungssysteme in Bahnhöfen, in Straßen, an Verkehrskreuzungen, auf Plätzen, in Straßenlaternen und als Digitalspiele getarnt installiert sind, wenn automatisierte Gesichtserkennung Standard geworden ist, wenn Dashcams in Autos und bei fast jedem Passanten die Handykamera in Sekundenschnelle einsatzbereit ist, und wenn erst das allessehende Roboterauto in unseren Straßen fährt oder Drohnenkameras ganze Städte aus der Luft überwachen, wenn Außenmikrofone mithören, dann kann alles gesehen und gehört werden, wohin Sie gehen, welche Kreuzung Sie bei Rot überqueren, wen Sie treffen, mit wem Sie vielleicht streiten, wann und wie Sie bevorzugt unterwegs sind, welche Kleidung Sie tragen usw. Und wenn Sie Pech haben, waren Sie zur falschen Zeit am falschen Ort, so dass alle in einem Server gespeicherten Video- und Audiodateien von einem

Algorithmus durchkämmt werden, um genau Sie ausfindig zu machen und alles aufzulisten, was von Ihnen bekannt ist. Und das wird eine ganze Menge sein. Um das zu vermeiden, suchen Sie vielleicht keine Problemquartiere mehr auf, verhalten sich vorbeugend konform und am Ende meiden Sie den öffentlichen Raum. Dann wird es ganz, ganz eng in der Stadt. Und zurecht stellt Adrian Lobe in seinem Beitrag die Frage, ob eine solche Überwachungsmaschinerie mit einer offenen und freien Stadtgesellschaft verträglich sei.

Geistig zermürbende Enge

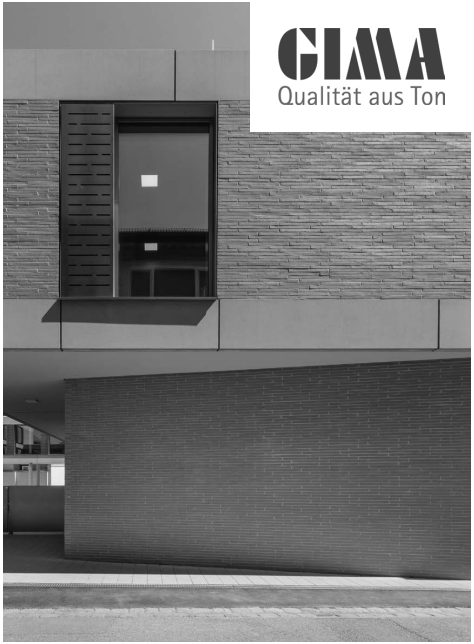
Vielleicht ziehen Sie dann lieber aufs Land. Da haben Sie zwar viel mehr Weite und (leider) weniger Menschen und noch lange keine Überwachsungskameras auf Straßen und Plätzen. Stattdessen jedoch mitunter ziemlich engstirnige Geister in den Dörfern, einschließlich ihrer Bürgermeister und Gemeinderäte. Da wird Vielfalt beschnitten, da werden Grenzen gesetzt, da werden Chancen verspielt. Und glauben Sie mir, diese Enge hautnah zu erleben, macht genau so viel Stress wie räumliche Enge. Demokratie verlangt manchmal einfach verdammt viel Respekt vor anderen Meinungen. Und abgesehen davon, das „Smart Village“ analog zur „Smart City“ gibt es auch, ohne Überwachungskameras, sondern ganz direkt von Mund zu Mund, von Auge zu Auge.

Welche Enge auch immer gemeint ist, selbst die „gut gemeinte“, sie hat immer etwas Begrenzendes und Ausschließendes in sich, sie rührt an der Freiheit – oder birgt zumindest diese Gefahr in sich. Auch deswegen mag ich das Wort eng nicht.

IN EIGENER SACHE

Die BDA Informationen 4.18 befassen sich mit dem Thema „reich“. Und wie immer freuen wir uns über Anregungen, über kurze und natürlich auch längere Beiträge unserer Leser.

Redaktionsschluss: 12. November 2018



GIMA
Qualität aus Ton

Sandfarbene Klinker stellen bei der Erweiterung der Maria-Ward-Schule in Bamberg den Bezug zu den umliegenden Sandstein- und Putzfassaden her. Feine Unregelmäßigkeiten in der Oberfläche des Klinker- und Fugengewebes sorgen für ein lebendiges Licht- und Schattenspiel bei diesem Neubau.
GIMA - über 100 Jahre führend in Qualität, Innovation & Service.

www.gima-ziegel.de I info@gima-ziegel.de

CIAO BELLA

Michael Gebhard

Meine Liebe, meine Schöne, was muss ich hören? Du sollst noch schöner und „besser" werden. Wie kann das denn gehen? Bist du nicht ohnehin die Schönste, bist du nicht geradezu alterslos schön? Funktionierst du nicht prächtig und das seit 46 Jahren? Ja, das eine oder andere Fältchen hast du schon bekommen im Lauf der Jahre. Das ist einerseits natürlich, tut aber andererseits deiner zeitlosen Schönheit keinerlei Abbruch. Wie auch? Entschuldige, wenn ich jetzt unvermeidlich auf deine Formen zu sprechen kommen muss. Ja, das muss jetzt einfach sein, denn die sind es, die uns bezaubern, stets aufs Neue, wenn wir uns mit dir einlassen. Es ist ganz vordergründig das liegende Format an dir, das eine un-

geahnte Großzügigkeit ausstrahlt. Dann die Kurven, die Schwünge, das sanfte hinab- und hinausgleiten, die eleganten Seitwärtsbewegungen, wie ein Hüftschwung. Du leitest uns snft schwingend hinab und hindurch und ebenso sanft wieder hinauf zum Licht. Wie gerne folgen wir deinen Formen, lassen uns beschwingen, sehen dabei die Vielzahl derer, denen es ebenso geht. Einfaltspinsel, die das nicht sehen, gefühllose unsensible Funktionalisten. Gibt leider zu viele davon. Wenn wir dich dann nach nur 600 viel zu kurzen Metern verlassen, wieder auftauchen müssen, sind wir jedes Mal leicht enttäuscht, das am anderen Ende uns nicht die blaue Adria in Empfang nimmt. Macht nichts. Wir sind dir nicht böse. Nein, wir sind dir trotzdem dankbar, dass du diese Erwartung in uns geweckt, uns in diese mediterrane Stimmung versetzt hast.

Welche deiner inzwischen vielen Schwestern in München wäre dazu in der Lage – keine! Absolut keine! Schmalbrüstig sind sie, eng wirken sie, da kommt kein angenehmes Gefühl auf. Ja, Lichter haben sie viele, rote, grüne weiße und Schilderdeko zuhauf – bling, bling halt. Interessant? Vielleicht. Schön? Bestimmt nicht! Nun, seine Schwestern kann man sich halt nicht aussuchen. Die werden einfach in die Welt gesetzt. Nur eines ist dumm daran, dass ausgerechnet diese minderschönen, disproportionierten Schwestern jetzt zum Maßstab gemacht werden, und man dich, meine Schöne, in ein Schwesternkorsett pressen will und wird. Da sind die Funktionalisten unerbittlich und natürlich haben sie immer die Sicherheit als Komplizin für ihre Untaten an der Seite. Genau, sicher sollst du nämlich auch nicht mehr sein. Das müsste man doch erst durch statistische Zahlen beweisen. In deinem Fall ist mir zu diesem Punkt noch nie etwas zu Ohren gekommen – in all deinen Lebensjahren. Du bist also kein Sicherheitsrisiko aufgrund von Vorfällen, denn du funktionierst prächtig. 60.000 bis 80.000 Besucher pro Tag! Da können sich andere eine Scheibe abschneiden. Selbst der Louvre hat nur 25.000 Besucher pro Tag. Das muss man sich mal vor Augen halten.

Nun werden sie dich also in dieses sichere, unansehnliche und vermutlich für dich unbequeme Schwesternkorsett zwängen, bis wir von deiner Generosität nichts mehr erleben und spüren, bis du mit dem bling, bling aus Lichtlein und Schildchen nicht mehr wiederzuerkennen bist. Das mitansehen zu müssen, dich so verunstaltet besuchen zu müssen, das tut echt weh. Und wieder werden wir uns eingestehen müssen, dass der Meister Hein der Schönheit, auch Funktionalismus genannt, meistens siegt und uns dabei gerade die Schönsten raubt.

Ich traue mich kaum, es dir so direkt zu sagen, aber ich könnte mir vorstellen, dass du mir vielleicht zustimmst, dass es eventuell besser wäre in Würde und Schönheit zu sterben, als dieses armselige Dasein fristen zu müssen. Selbstbestimmt sozusagen. Ja, ich glaube, das wäre der richtige Weg. Aber, und das tröstet nur wenig, auch dir wird es, wie uns Menschen, nicht vergönnt sein, selbstbestimmt über dein Ende mit Würde zu entscheiden.

Denn dazu haben die, die dich im Namen von Sicherheit und Funktionalität schänden wollen, natürlich nicht den Mut.

Zum Schluss bleibt mir nur, dir zu danken für die schönen Momente, die du uns so oft geschenkt hast. Wir werden dich vermissen und dir zeitlebens nachtrauern, ciao bella, ciao.

Bella, ist die Altstadtunterführung am Oskar-von-Miller-Ring, die nun seit 2018 einem Umbau unterzogen wird.

NOCH MEHR MASTERPLAN

Erwien Wachter

Der Masterplan – Rettung für morgen, für die Zukunft? Wir haben den Plan, labelt die Bayerische Architektenkammer. Unser Bundesminister des Innern, für Bau und Heimat Horst Seehofer – so behauptet er – hat einen Masterplan, zumindest was die Flüchtlinge betrifft. Der Begriff stammt aus dem Englischen und beschreibt das perfekte Vorgehen in einer komplizierten Situation: die eine richtige Antwort, der Königsweg, die optimale Lösung – das alles meint „Masterplan". Aber was braucht es dazu? Es braucht neue Formen der Zusammenarbeit: Diversität und die Bereitschaft, das Unbekannte und Neue zu denken. Der Soziologe Armin Nassehi überträgt diese Form der interdisziplinären Teams auch auf die Politik. In einem Interview mit der Wochenzeitung „DIE ZEIT" schlägt er mehr Gremien vor, die wie der Deutsche Ethikrat funktionieren – als Sammlung unterschiedlicher Perspektiven aus unterschiedlichen Bereichen. Das Ziel: auf diese Weise auf neue Denkansätze zu kommen. Weil nur so ausreichend Komplexität aufgebaut werden könne, sagt Nassehi und kommt zu dem Schluss: „Ich glaube ja, dass uns Komplexität nicht sprachlos macht, sondern zu neuen Möglichkeiten führt." Das ist die vielleicht wichtigste Antwort, die sich im Schulterzucken des Shruggie – Sie wissen schon – manifestiert: die Hoffnung auf eine gestaltbare Zukunft. Denn egal wie komplex und überfordernd die Gegenwart zu sein scheint, der Shruggie glaubt daran, dass durch eigenes Zutun eine bessere Zukunft möglich sein kann.

Der Autor Wolf Lotter hat in seinem gerade erschienenen Buch „Innovation – Streitschrift für barrierefreies Denken" einen lesenswerten Appell genau für diese Fähigkeit vorgelegt. Darin schreibt er: „Innovation ist, in einem Satz, der berechtigte Anlass für die Hoffnung, dass es besser wird. Der Beweis, dass Zukunft existiert." Diese Form der Innovationsfähigkeit braucht keine Masterpläne, sondern etwas sehr viel Einfacheres: Hoffnung und Zuversicht. Wie wäre es, fragt sich der Shruggie, wenn Politiker nicht mehr nur die Sorgen der Menschen ernst nähmen, sondern vor allem ihre Hoffnungen? Wie würde Politik sich verändern, wenn wir im Umgang mit dem Neuen nicht mehr zunächst auf die Gefahren hinweisen würden, sondern auf die Möglichkeiten? Man würde im Sinne des „Haha" eine Weitung der Perspektive feststellen, man würde nach vorne schauen und aktiv gestalten. Denn das ist das Wesen von Hoffnung, dass sie uns zeigt, dass wir durch unser eigenes Zutun den Lauf der Welt gestalten können. So hat es jedenfalls die

US-Autorin Rebecca Solnit mal perfekt auf den Punkt gebracht. Sie schreibt: „Hoffnung ist die Umarmung des Unbekannten und dessen, was man nicht wissen kann. Hoffnung ist eine Alternative zu der Gewissheit, die Optimisten und Pessimisten gleichermaßen ausdrücken. Optimisten denken, alles werde sich zum Guten wenden ganz ohne unser Zutun; Pessimisten nehmen die gegenteilige Haltung ein – beide finden darin eine Entschuldigung dafür, nicht selber aktiv zu werden." Ist der Masterplan etwa nur etwas für Optimisten, die an das Leitbild der Orientierung glauben, oder mehr etwas für Pessimisten, die lieber alles geregelt haben wollen – alles nur zur Sicherheit?

DIE BAU 2019 PRÄSENTIERT SICH IM XXL FORMAT

Johannes Manger

Die BAU wird sich vom 14. bis 19. Januar 2019 im XXL Format präsentieren. Mit dem Bau der neuen Messehallen C5 und C6 wächst die Hallenfläche der Messe München, dem Veranstalter der BAU, auf rund 200.000 m². Die BAU belegt alle 18 Messehallen und ist damit so groß wie nie zuvor. Der neue Ausstellungsbereich Licht/Smart Building ergänzt erstmals das Gewerke übergreifende Portfolio der BAU.

Die Integration des Themas Licht in die BAU ist aus Sicht von Projektleiter Mirko Arend eine logische Konsequenz, denn: „Das Thema Lichtkonzept spielt eine immer größere Rolle im Gesamtkonzept eines Gebäudes. In unserem neuen Ausstellungsbereich verbinden wir das Thema Licht mit dem Thema Gebäudeautomation. Es geht um Lichtlenkung, Lichtsteuerung, Lichtkonzepte, Tageslicht versus Kunstlicht. Dieses neue Segment wird auch ein Bindeglied sein zu bereits bestehenden Bereichen wie Fassadensysteme, Fenster und Türen oder Energietechnik."

Connecting Global Competence

Messe München

Messe München GmbH · info@bau-muenchen.com
Tel. +49 89 949-11308 · Fax +49 89 949-11309

facebook.com/BAUMuenchen
twitter.com/bau_Muenchen
youtube.com/BAUmuenchen

BAU 2019

14.–19. Januar · München

Weltleitmesse für Architektur, Materialien und Systeme

www.bau-muenchen.com

Mit ihrem Angebot, das alle am Planen und Bauen Beteiligten anspricht, ist die BAU auch für Planer, Architekten und Bauingenieure aus der ganzen Welt die Informations- und Kommunikationsplattform Nr. 1. Es gibt weltweit keine andere Veranstaltung, auf der diese Besuchergruppe so zahlreich und auch so prominent vertreten ist. Zur BAU 2017 kamen rund 67.500 Besucher aus Architektur- und Planungsbüros. Mit dieser enormen Wertschätzung bei Planern und Architekten hat die BAU ein absolutes Alleinstellungsmerkmal.

Auch die BAU 2019 bietet wieder zahlreiche spezifische Angebote für Architekten:

Das Forenprogramm der BAU ist vorrangig auf Architekten und Ingenieure ausgerichtet. In den drei Messe-Foren (C2, A4 und B0) gibt es täglich wechselnde Themen, die sich an den Leitthemen der BAU 2019 (Prozesse + Architektur, Wohnen + Arbeiten, Systeme + Konstruktionen, Licht + Gebäude) orientieren. Die Referenten in den Messe-Foren sind unabhängige Experten aus aller Welt, darunter bekannte Namen wie die deutsche Lichtdesignerin Ulrike Brandi oder die niederländischen Architekten Nathalie de Vries und Kees Christiaanse.

Auch die Sonderschauen der BAU wenden sich in erster Linie an Planer und Ingenieure. Die Themen: Lebensräume der Zukunft; Nachhaltig ist das neue Normal; Smart Living und Smart WinDoor TripleS. Unter letzterem Titel zeigt das ift Rosenheim am Beispiel einer Wohn- und Arbeitswelt den Einsatz intelligenter Bauelemente, Antriebe, Sensoren sowie Sicherheitssysteme. Der Fokus liegt auf der einfachen Anwendung, der Installation sowie den sicheren Umgang mit den Anforderungen, Nachweisen und Sicherheitseinrichtungen für Bauelemente mit elektrischem Antrieb. Weitere Partner der BAU bei den Sonderschauen sind die Fraunhofer Allianz Bau, die DGNB Deutsche Gesellschaft für Nachhaltiges Bauen sowie die GGT Deutsche Gesellschaft für Gerontotechnik.

In Kooperation mit der DOCUgroup bietet die BAU wieder spezifische Rundgänge für Architekten, Ingenieure und Planer an. Die etwa zweieinhalbstündigen Rundgänge finden täglich statt und steuern die interessantesten Aussteller-Highlights an. Start ist jeweils am Stand der DOCUgroup im Eingang West. Anmeldung und Information ab Anfang Dezember: www.architektenrundgang.de

Im Rahmen der BAU findet auch regelmäßig der Bayerische Ingenieuretag mit zuletzt rund 1.000 Teilnehmern statt.

Wofür steht die BAU? Die wesentlichen Merkmale sind die Qualität, die Internationalität, die Innovationskraft und der lösungsorientierte Ansatz der Messe. Ganz wichtig: Die BAU ist eine Business-Plattform, Aussteller und Besucher wollen ins Geschäft kommen. Häufig wird über ganz konkrete Projekte gesprochen, viele Besucher haben fertige Bau- bzw. Objektpläne dabei.

Die BAU ist außerdem eine Premierenplattform. Die ausstellende Industrie richtet die Entwicklung ihrer Produktneuheiten auf den Zyklus der BAU aus. Produktinnovationen, ob Fenster, Türen, Bodenbeläge oder neue Fassadenelemente, werden zum ersten Mal auf der BAU präsentiert. Auch deshalb kommen alle zwei Jahre Fachbesucher aus allen Kontinenten zur BAU nach München.

Weitere Informationen: www.bau-muenchen.com

SIEBEN FRAGEN AN

HANS SCHULLER

1. Warum haben Sie Architektur studiert?
Ein Lehrer in der zehnten Klasse redete mir glaubhaft aus, Schreiner zu werden; Politologie wäre mein Ding. Wer glaubt schon einem Pädagogen, und so wurde der Schreiner umgebogen zum Architekten.

2. Welches Vorbild haben Sie?
Max Speidel, Mentor und Spiritus Rector im privaten wie im beruflichen. Nach acht Semestern an der FH in Augsburg war der Wunsch groß, jetzt noch was über „Architektur" zu erfahren. Der Studienplatz an der TH in Berlin war arrangiert und die Übergangszeit sollte im Büro von Max Speidel zum Geldverdienen genutzt werden. Der 23-jährige Jungspund stolpert in die Arme des damals 58-jährigen Wettbewerbsarchitekten und BDA-Manns, der ihm fünfeinhalb Jahre lang im Intensivkurs erklärt, wie Architektur „geht" und dass Architektur und Leben eins sein können.

3. Was war ihre größte Niederlage?
Kam im Vokabular meines Lehrmeisters nicht vor – habe ich bis heute leider auch noch nicht dazugelernt.

4. Was war Ihr größter Erfolg?
Zusammen mit Max Speidel im Frühjahr 1986 den Wettbewerb für die Landespolizeidienststellen Augsburg-Schwaben zu gewinnen, ein Projekt mit rund 90 Millionen DM Bausumme. Aus meiner damaligen Sicht eine gigantische Perspektive, der alle weiteren Studienpläne geopfert wurden. Schade, dass Freund und Mentor Max Speidel die Fertigstellung nicht mehr erleben konnte.

5. Was wäre Ihr Traumprojekt?
Als Ludwig van Beethoven seine 9. Sinfonie komponierte, war er bereits seit Jahren taub. Dennoch komponierte er unvergleichbare Musik – weil er sie „sehen" konnte (so meine Theorie). Dieses „Gesehene" baulich zu interpretieren und umzusetzen, fände ich eine wunderbare Herausforderung. Vielleicht wäre aber ganz oben auch ein gläserner Konzertsaal für die Augsburger Philharmoniker, direkt unter dem göttlichen Sternenzelt ...

6. Inwiefern haben sich Ihre Vorstellungen erfüllt?
Nach mittlerweile 33 Jahren im Berufsleben haben sich so viele unterschiedliche Projekte angesammelt, dass ich nicht mehr das Gefühl habe, etwas Wesentliches verpasst zu haben (Ausnahme Punkt 5) von dem, was das Spektrum des Architektendaseins ausmacht.

Dennoch ist die Lust am Neuen nach wie vor ungestillt, sprich: das Staunen ob dessen, was Architektur leisten kann, erzeugt immer noch große Augen. Ist das „Staunen“ nicht auch der Urgrund der Philosophie?

7. Was erwarten Sie vom BDA?
Das Formulieren von Zielen, das Umsetzen von Ideen und der geschlossene Außenauftritt einer Architektenschaft, die es sich trauen darf, von Qualität zu sprechen, das ist mein Bedürfnis, welches ich an den BDA richte. Kollegialität sehe ich dabei als selbstverständlich an.

VERDAUUNGSSTÖRUNG

Michael Gebhard

Schon gemerkt? Nein? Der BDA hatte eine Verdauungsstörung. Genauer gesagt der BDA Preis im BDA. Nach langen Kau- und Verdauungsversuchen hat er ein ungeliebtes, scheinbar unverdauliches Kind sozusagen ausgespukt. Übriggeblieben ist ein schnell weggetrocknetes, schlecht riechendes Lackerl und ein schlechter Beigeschmack. Seit Jahren wird versucht, die Kategorie Städtebau beim BDA Preis zu stärken, sie von der ihr im BDA anhaftenden Objekthaftigkeit zu befreien. Manchmal, so wohl auch hier, führt zu heftiges Bemühen leider nicht zum Erfolg, sondern zu Abstoßungsreaktionen oder Überforderung mit anschließender Kurzschluss- oder Übersprungsreaktion. Folge: Es gibt beim BDA Preis 2019 gar keine Kategorie Städtebau mehr. Man höre und staune! Begründung: Da wäre ja ohnehin in allen Kategorien etwas Städtebau mit drin. Man traut es sich fast nicht zu schreiben.

Bevor wir jetzt zynisch, denn anders geht das wirklich nicht mehr, über eine solche Begründung herfallen, müssen wir die Aussage als solche erstmal bestätigen. Ja, in vielen architektonischen Objekten stecken städtebauliche Überlegungen, und das ist gut so. Allerdings kann man deshalb ihre Planung noch lange nicht als Städtebau bezeichnen. Das wäre Anmaßung. Es ist unabdingbar, dass Architekten sich mit städtebaulichen Aspekten auseinandersetzen. Es ist gut, dass es noch Architekten gibt, die an der Schnittstelle beider Disziplinen arbeiten. Es wird dem Städtebau aber absolut nicht gerecht, ihn als Nebenaspekt architektonischer Planung abzutun und kleinzureden. Typische Architektenarroganz, nach dem Motto: könnt' ich eh, wenn ich wollt', aber das ist doch minderkomplex, das Ganze, und so wenig prestigeträchtig. Welche Hybris – trotzdem weit verbreitet.

Man kann sich nun ärgern – über diesen Affront, kann an Austritt denken, zur Strafe den Mitgliedsbeitrag einbehalten, einen Hungerstreik der AG Städtebau initiieren, Begründungen einfordern, Initiativen ergreifen. Nachdem der Ärger und die Lust an süßen Racheaktionen abgeklungen sind, und der Kopf wieder klaren Gedanken zugänglich ist, setzt sich jedoch eine Erkenntnis durch: Es macht vermutlich keinen Sinn, von einem Hamster zu verlangen, ein Pferd zu verdauen! Da ist er einfach überfordert, auch wenn er manchmal so tut als wäre er ein Löwe.

Das Ansinnen, im BDA Preis eine Preiskategorie zu schaffen, die einer städtebaulichen Planung angemessen wäre, überfordert den BDA und seinen Preis. Das ist jetzt kein arroganter Backlash, sondern tatsächlich ernst gemeint. Städtebau ist eine andere Disziplin als Architektur, wenn auch mit vielen Schnittmengen. Soll also der BDA an der bisherigen Kategorie der „städtebaulichen Interpretation“ festhalten. Sie wird einfach dem BDA mit seiner Architekten- und Objektprägung am besten gerecht – glaube ich inzwischen. Jetzt muss man sie nur wieder einführen im BDA Preis 2021.

Dumm nur, dass mir dann, aber nur dann, der Grund zur Einbehaltung des Mitgliedsbeitrags fehlt. Vorerst – vielleicht dann ein andermal.

GEMEINSAM WOHNEN PLANEN

Wohnraum in München ist knapp und wird zusehends unerschwinglicher. Um diesem Dilemma Abhilfe zu schaffen, bilden sich immer neue Wohnformen, wie beispielsweise Baugenossenschaften und Baugemeinschaften, deren Mitglieder besonderen Wert auf gemeinschaftliche und ökologische Aspekte legen und bereits in die Planung einbezogen werden wollen.

Eine Ausstellung von H2R Architekten BDA zeigt in der Architekturgalerie München e.V. vom 20.9. – 19.10.2018 eine Auswahl von den in den letzten 30 Jahren von H2R Architekten realisierten über 1100 Wohnungen. Die teils mit Ehrenpreisen der LHM und anderen Auszeichnungen bedachten „Münchner“ Projekte sind zu sehen. Schwerpunktmäßig werden anhand des Projekts „Baugemeinschaft Schwabing Hoch Vier“ am Ackermannbogen der partizipative, langwierige, komplizierte aber im Ergebnis in vielerlei Hinsicht lohnenswerte Entstehungsprozess eines Wohnhauses mit insgesamt 56 individuellen Wohneinheiten und vier unterschiedlichen Architekturbüros dargestellt. Johann Mayr (selbst Bauherr) hat diesen Entstehungsprozess mit Cartoons begleitet. Anhand

zahlreicher Projekte wird auch die aktuelle Entstehung eines neuen Stadtteils im Prinz-Eugen-Park mit einem Angebot verschiedener Wohnformen in unterschiedlicher Bauweise dokumentiert. Die Umsetzung der von der LH München bei der Grundstücksvergabe vorgegebenen Auflagen zum gemeinschaftsorientierten und ökologischen Bauen spielt hierbei eine wesentliche Rolle. Mitglieder der Baugemeinschaften werden – mit Kommentaren, auch kabarettistischer Art – in das Programm der Ausstellung einbezogen.

Pressemitteilung

EIN AUFRUF FÜR DIE KUNST

Verehrte Kolleginnen und Kollegen,

der Bildhauer Alf Lechner hat 1990 nach der Empfehlung einer Jury unter dem Vorsitz von Fritz Koenig eine Zaunskulptur für die Post geschaffen, welche ein Grundstück zur Pappenheimstraße, Ecke Blutenburgstraße in München abschirmt. Das Grundstück ist inzwischen von der Blutenburg Projekt GmbH gekauft worden, in deren Pläne für eine Neubebauung die Skulptur nicht passt. Sie soll entfernt werden.

Im Werkverzeichnis Alf Lechner „Skulpturen 1990 – 1995“ (Prestelverlag) ist die Arbeit unter Nr. 468 aufgeführt und wie folgt beschrieben: „Zaunskulptur, 1990, H 220 cm, L 52 m, T 30 cm. Vierkantstahl massiv, verzinkt, Profilquerschnitt 100 x 100 mm. Bundespost, München.“ Technisch gesehen, sind je vier Pfosten, gegeneinander leicht versetzt, auf eine Stahlplatte geschraubt, die wiederum auf einem Betonfundament ruht. Die massiven Pfosten sind verzinkt, kleinere Schäden an der Oberfläche sind zu erkennen. Der maximale Abstand der Pfosten entspricht der berühmten Abmessung eines Kinderkopfes. Sie stehen ohne horizontale Verbindung sehr präzise

senkrecht. Oben sind sie über die Diagonale abgeschrägt (siehe die Fotos). Abbau und Umsetzung sind möglich.

Planunterlagen und Rechnungen für die Herstellung 1990 sind vorhanden. Zu welchen Bedingungen die Skulptur von der Projektgesellschaft abgegeben wird, ist zu klären. Es wäre schön, wenn die Arbeit mit Ihrer Hilfe einen neuen, angemessenen Platz fände. Bei Interesse bitte ich um Nachricht an ulrichkarlpfannschmidt@web.de

Mit besten Grüßen
Ulrich Karl Pfannschmidt

FÖRDERBEITRÄGE 2018

Der BDA Bayern dankt folgenden Mitgliedern für die Unterstützung der Arbeit des Verbandes:

Mathis Künstner
BKLS Architekten und Stadtplaner PartG mbB

Markus Allmann
Allmann Sattler Wappner Architekten GbR

Axel Altenberend
DMP Architekten

Georg Brechensbauer
Brechensbauer Weinhart + Partner

Christian und Peter Brückner
Brückner & Brückner Architekten GmbH

Laurent Brückner
Brückner Architekten GmbH

Henning Dickhoff
a+p Architekten

Thomas Eckert
Dömges Architekten AG

Robert Fischer
Dömges Architekten AG

Eric Frisch
Dömges Architekten AG

Stephan Häublein und Johannes Müller
H2M Architekten + Stadtplaner GmbH

Robert Hösle
Behnisch Architekten

Rainer Hofmann und Ritz Ritzer
Bogevischs Büro GmbH

Ludwig Karl
karlundp

Hans Nickl
Nickl & Partner Architekten AG

Wolfgang Obel
Obel-Architekten GmbH

Rainer Post
Doranth Post Architekten GmbH

Amandus Samsøe Sattler
Allmann Sattler Wappner Architekten GbR

Ludwig Wappner
Allmann Sattler Wappner Architekten GbR

Claus Weinhart
Brechensbauer Weinhart + Partner

Philipp Auer
Auer+Weber+Assoziierte GmbH

Moritz Auer
Auer+Weber+Assoziierte GmbH

Stefan Niese
Auer+Weber+Assoziierte GmbH

Stephan Suxdorf
Auer+Weber+Assoziierte GmbH

Martin Hirner
Hirner & Riehl Architekten

Martin Riehl
Hirner & Riehl Architekten

Peter Ackermann
Ackermann Architekten

Armin Bauer
Ritter+Bauer Architekten GmbH

Manfred Blasch
Blasch Architekten Regensburg

Wolfgang Illig
Illig Bauer + Assoziierte Planungsteam für Hoch+Städtebau GmbH

Martin Kopp
F64 Architekten PartGmbH

Peter Kuchenreuther
Kuchenreuther Architekten/Stadtplaner

Eckhard Kunzendorf
Kunzendorf Architekturbüro GmbH

Lauber Ulrike und Peter Zottmann
Lauber + Zottmann Architekten GmbH

Philip Leube
F64 Architekten PartGmbH

Rainer Lindermayr
F64 Architekten PartGmbH

Christoph Maas
Architekturbüro GmbH

Thomas Meusburger
F64 Architekten PartGmbH

Roland Ritter
Ritter+Bauer Architekten GmbH

Karl-Heinz Röpke
Röpke Architekten GmbH

Stephan Walter
F64 Architekten PartGmbH

Frank Welzbacher
Ritter+Bauer Architekten

Jürgen Zschornack
K+P Planungsgesellschaft mbH

■ **Berufshaftpflicht**

SICHERHEIT
für Architekten & Ingenieure

T: (089) 64 27 57-0 | www.asscura.de

ass
cura

Architekten- & Ingenieur
Assecuranzmakler GmbH

BEA BETZ 90

Karlheinz Rudel

Wir gratulieren herzlich! Leider kommt Beatrix – Bea – Betz, ihren vorgerückten Jahren geschuldet, kaum mehr zu uns in den BDA und bereichert auch nicht mehr wie früher mit ihrem Charme und Esprit unseren Kreis.

Wenn sie jetzt fehlt, hat sie doch für den BDA viele „Überstunden“ geleistet, die sie nun wohl verdient „abfeiern“ darf. Wie sie neben Familie und dem Büro „Dr. Walther und Bea Betz“, das in Fachkreisen ein Begriff war, so viel Zeit für den BDA gefunden hat, bleibt bewundernswert und vorbildlich. Sie hat sich in vielen Ämtern bis hin ins Präsidium des BDA Bund für uns engagiert und für uns gekämpft.

Ich habe Walther, der leider nicht mehr unter uns weilt, einmal gefragt, warum er eher selten zu uns kommt. Seine Antwort mit der ihm eigenen feinen Ironie: „Was Bea macht, reicht für uns beide."

Viel besser als mit meinen Zeilen hat ihr Engagement der unvergessene Ernst Maria Lang in einer herrlichen Zeichnung „frei nach Delacroix" ausgedrückt, die er Bea Betz zum 75. Geburtstag gewidmet hat: sie elegant als Grande Dame mit dem Banner des BDA auf den Barrikaden, daneben energisch ballernd Pistolero Walther, im Hintergrund das opus magnum Hypo-Hochhaus.

Liebe Bea Betz, wir danken Dir für Deinen Einsatz im BDA, wünschen Dir ganz herzlich alles Gute für noch weitere Jahre und hoffen, dass wir Dich gelegentlich wieder im BDA treffen und erleben dürfen.

HERR ARCHITEKT, MEINE VEREHRUNG

Erwien Wachter

Es war wieder einmal soweit: Staatsministerin Ilse Aigner und Kammerpräsidentin Christine Degenhart ehrten am 24. Juli 2018 dieses Mal – bedingt durch Bauarbeiten am Haus der Architektur – in der Münchner Freiheiz-Halle die diesjährigen Preisträger mit den gemeinsamen Auszeichnungen der Bayerischen Architektenkammer und der Bayerischen Staatsregierung: dem „Bayerischem Architekturpreis" und dem „Bayerischen Staatspreis für Architektur". Den mit jeweils 10.000 Euro dotierten Bayerischen Architekturpreis erhielten die Professoren Donata und Christoph Valentien, Landschaftsarchitekten aus Weßling, für ihr engagiertes Lebenswerk, der Architekt, Stadtplaner und Innenarchitekt Johannes Berschneider aus Neumarkt in der Oberpfalz insbesondere für sein regionales Engagement zur Architekturvermittlung sowie Architekt Peter Haimerl, Münchner mit Niederbayerischen Wurzeln, für seine Projekte, die die Grenzen konventioneller Architektur überschreiten. Zudem wurden die Architektin Susanne Flynn für ihr Wirken für die Arbeitsgemeinschaft Urbanes Wohnen unter sozialen, ökologischen und räumlich-gestalterischen Aspekten und der

Kulturjournalist Wilhelm Warning für seine kritische Auseinandersetzung mit den architektonischen Belangen der Gestaltung des Lebensraums jeweils mit einer Anerkennung geehrt. Zusätzlich zeichnete Bayerns Bauministerin Ilse Aigner Architekt Peter Haimerl mit der höchsten Auszeichnung für Architektur im Freistaat Bayern aus, dem „Bayerischen Staatspreis für Architektur".

Alle Preisträger haben sich seit langem um die Baukultur in Bayern verdient gemacht. Und somit konnte Staatsministerin Ilse Aigner in Ihrer Laudatio konstatieren, die Architektur sei ein klares Bekenntnis zur Baukultur und im Kulturstaat Bayern ein Muss! Beim Wort genommen wandten sich die Preisträger in ihren Reden nicht nur dankbar, sondern auch kritisch an die Staatsministerin und forderten einen weniger großzügigen und unbedachten Umgang mit Flächen und Landschaft zugunsten von sinnvoller Nachverdichtung. Auch der Berufsstand, so ergänzte Präsidentin Christine Degenhart, stehe für die diesbezügliche Expertise gern zur Verfügung! Besonderen Applaus bekamen zudem Donata und Christoph Valentien, die ankündigten, ihr Preisgeld für einen interdisziplinären Studentenwettbewerb zum Thema verantwortungsvoller Umgang mit der Landschaft zu stiften.

Nicht zuletzt erwähnt werden sollten die Laudatoren der Preisträger, die mit Auszügen aus der Begründung des Auswahlgremiums die Entscheidungen erläuterten: Münchens Stadtbaurätin Prof. Dr.(I) Elisabeth Merk, Ministerialdirektor Helmut Schütz, Landschaftsarchitektin Prof. Regine Keller und Marion Resch-Heckel, 1. Vizepräsidentin der Bayerischen Architektenkammer.

Zu feiern gab es an diesem nicht ganz lauen Sommerabend genug und zu reden auch. Vielleicht darüber, was die Stadtbaumeisterin frei nach Erich Kästner in ihrer Rede zitierte: „Es gibt nichts Gutes, außer man baut es. Weiter so!" Darüber lässt sich sicher noch lange reden.

LEO-VON-KLENZE-MEDAILLE 2018

Im Schloss Dachau verlieh Bayerns Bauministerin Ilse Aigner die Leo-von-Klenze-Medaille 2018 für herausragende Leistungen in der Architektur an insgesamt drei Preisträger. Die Medaillenträger dieses Jahres sind der Architekt und Lehrer an der TU Dresden, Prof. Dr.-Ing. Gunter Henn BDA, die Raum- und Stadtplanerin Prof. Sophie Wolfrum BDA (TU München), und der Bauingenieur Victor Schmitt von SFF Ingenieure AG. Die Bauministerin betonte, wie wichtig echte Vorbilder sind: „Bauen ist Kultur. Wir können stolz sein, dass wir in Bayern so hochkarätige Architekten, Ingenieure und Stadtplaner haben, die mit ihren Planungen und Bauten höchsten Ansprüchen gerecht werden."

Bei der Urkundenübergabe betonte die Ministerin das Engagement der neuen Medaillenträger: Gunter Henn definiere Innovation als sozialen Prozess. Deshalb schaffe er Räume für Kommunikation. Seiner Architektur liege eine Philosophie zugrunde, der das Verstehen vorausgegangen sei und die schließlich Komplexität reduziere. Es sei faszinierend, auf diesem Fundament Gebäude wachsen zu sehen! Für Sophie Wolfrum sei Stadtentwicklung nicht denkbar ohne den Blick in die Geschichtsbücher, ohne das Bewusstsein, in welch großartiger Tradition man stehe. Keine Generation habe in den letzten 150 Jahren das Thema Wohnraum und Stadtentwicklung allein dem freien Markt überlassen. Sie, Sophie Wolfrum, sei geprägt von diesem historischen Hintergrund. Victor Schmitt wiederum sei ein weltweit aktiver, gefragter Partner bei Bauvorhaben jeder Größenordnung. Aus Bayern, in Bayern daheim und in der Welt zu Hause! Wer auf die Dienste der SSF Ingenieure setze, der setze auf Know-How und Renommee. Dieser Erfolg komme nicht von ungefähr. Er sei das Resultat harter Arbeit, unternehmerischer Weitsicht und einer klaren Wachstumsstrategie. Dieser Blick über den eigenen Tellerrand hinaus, das sei von früh an Teil der unternehmerischen DNA seiner Firma.

Die Leo-von-Klenze-Medaille wird seit der Etablierung Mitte der neunziger Jahre in unregelmäßigen Abständen verliehen. Zukünftig – so die Ministerin – solle die Anerkennung regelmäßig alle zwei Jahre verliehen werden.

Pressemitteilung (gekürzte Fassung)

ARCHITEKTURPREIS DER LH MÜNCHEN 2018

Der Architekturpreis der Landeshauptstadt München wird für das herausragende Gesamtwerk von Münchner Architektinnen und Architekten verliehen. Mit der Vergabe des Preises 2018 an Nicola Borgmann werden ihre besonderen Verdienste im Bereich der Architekturvermittlung gewürdigt. Nicola Borgmann hat Kunstgeschichte und Architektur studiert. Sie arbeitet als freiberufliche Architektin sowie in der Lehre und kuratiert seit über 25 Jahren parallel dazu ehrenamtlich mit wechselnden Teams und Vorständen die Ausstellungen der Architekturgalerie. Der mit 10.000 Euro dotierte Architekturpreis wird alle drei Jahre für das herausragende Gesamtwerk von Architektinnen und Architekten verliehen, die in München oder der Region München leben bzw. eine enge Verbindung zu München als Ort ihres Schaffens haben. Der Jury unter dem Vorsitz des Kulturreferenten Dr. Hans-Georg Küppers gehörten an: Prof. Dr. Andrea Benze und Prof. Ruth Berktold (Hochschule für Angewandte Wissenschaften München), Prof. Dr. Alexander Gutzmer (Baumeister), Dr. Irene Meissner (Architekturmuseum der TU München), Prof. Andreas Meck (Architekt, Preisträger 2015), Prof. Sophie Wolfrum (TU München) sowie aus dem ehrenamtlichen Stadtrat Richard Quaas, vertreten durch Marian Offman, und Walter Zöller (CSU-Fraktion), Horst Lischka, vertreten durch Renate Kurzdörfer, und Dr. Constanze Söllner-Schaar (SPD-Fraktion), Sabine Krieger (Fraktion Die Grünen - rosa liste). Als nicht stimmberechtigter Jurybeirat Stadtdirektorin Susanne Ritter (Referat für Stadtplanung und Bauordnung) und Johann Georg Sandmeier (Baureferat).

Pressemitteilung (gekürzte Fassung)

FREISTELLEN

Erwien Wachter

„… Annäherung geschieht nicht durch Bewegung, sondern durch beständig zunehmende Erleuchtungen.“ Bernhard von Clairvaux

Wer in diesem Buch eine Erzählung erwartet, sieht sich stattdessen nach erster Durchsicht einer Auswahl von 35 Zeichnungen vom Verfall gekennzeichneter Häuser gegenüber. Zitate bedeutender Persönlichkeiten aus verschiedener Zeit überschreiben die Zeichnungen und lassen eine Einbindung in einen möglichen Deutungsrahmen vermuten. Hier wird weder die Geschichte eines einzelnen Hauses oder womöglich seiner Bewohner, noch werden die Geschichten oder Charaktere einzelner Häuser skizziert, sondern Häuser,

die sich durch Ihre „Freistellung“ als Ikonographie eines Prozesses deuten lassen. In einem Prolog schreibt Friedrich Kurrent, dass man nichts Neues schaffen könne, wenn man das Alte nicht kennen und schätzen würde, und dass es eine Tatsache sei, dass alles Existierende nicht nur Vergangenheit, sondern genauso auch Gegenwart ist. Diese Zeilen geben einen Hinweis auf die Zielrichtung der Autorin, ebenso wie ein dem Buch vorangestellter Textauszug von E.T.A. Hoffmann: „… und doch weiß ich selbst nicht wie es kam, dass bei dem öden Hause vorbeischreitend ich jedesmal wie festgebannt stehen bleiben und mich in ganz verwunderliche Gedanken nicht sowohl vertiefen, als auch verstricken musste.“ Eine Assimilation der Titel beider Texte lassen Anregung und Interpretation mit anderen Mitteln erkennen. Mit der zeichnerischen Technik des „Verstrickens“ werden die „freigestellten“ Zeichnungen zu Erzählungen von Bewahren, Verfall und Verschwinden. Verstrickt werden sozusagen die Spuren baulicher Gefüge und die verblassende Ahnung von Leben und der nutzbaren Belebung durch den Menschen sowie deren schicksalhafte Vergänglichkeit in der Zeit.

Diese Form der besonderen Annäherung des Lesers verlangt das vorliegende, querformatige Buch der Architektin und Illustratorin Stefania Peter mit dem Titel: „Das öde Haus“, erschienen im Volk-Verlag, München, 96 Seiten, durchgehend farbig illustriert und Hardcover Umschlag, 28,00 Euro.

RANDBEMERKT

Am 11.7.2018 wurde im Bundeskabinett der jährlich vorzulegende Bericht über die Verwendung der **Kompensationsmittel für die soziale Wohnraumförderung 2017** beschlossen. Zum 31. Dezember 2016 soll es in Deutschland rund 1,27 Mio. gebundene Sozialmietwohnungen gegeben haben. Dies entspricht einer Quote von knapp 6% des gesamten Mietwohnungsbestandes in Deutschland. Gegenüber dem Vorjahr hat sich damit die Zahl um rund 62.500 verringert. Das liegt insbesondere an auslaufenden Mietpreis- und Belegungsbindungen. Mit der **Erhöhung** der Kompensationsmittel für 2019 um 500 Millionen **auf rund 1,5 Milliarden Euro** will der Bund daher in Vorleistung gehen. Die Länder sind im Gegenzug gefordert, diese zusätzlichen Mittel für Zweck der sozialen Wohnraumförderung einzusetzen. Zudem werden die Länder in den Jahren 2020 und 2021 mindestens zwei Milliarden Euro für den sozialen Wohnungsbau erhalten.

Von **Januar bis Mai 2018** wurde in Deutschland **der Bau von insgesamt 139.600 Wohnungen genehmigt.** Darunter fallen alle Genehmigungen für Baumaßnahmen von neu errichteten sowie an bestehenden Wohn- und Nichtwohngebäuden. Wie das Statistische Bundesamt (Destatis) weiter mitteilt, waren das 1,8 % oder 2.500 Baugenehmigungen von Wohnungen mehr als im Vorjahreszeitraum. Ohne Berücksichtigung der Wohnungen in Wohnheimen stieg die Zahl der Baugenehmigungen um 3,8 %. In den ersten fünf Monaten 2018 ist die Zahl der **Baugenehmigungen für neue Mehrfamilienhäuser um 8,3 % gestiegen**. Dagegen ist die Zahl der **Baugenehmigungen für neue Einfamilienhäuser um 2,1 % und für neue Zweifamilienhäuser um 2,3 % zurückgegangen.** Die Zahl der Neubaugenehmigungen für Wohnungen in Wohnheimen ist stark gesunken (-30,4 %). Die Zahl der Wohnungen, die durch genehmigte Um- und Ausbaumaßnahmen an bestehenden Gebäuden entstehen sollen, sank in den ersten fünf Monaten 2018 gegenüber dem Vorjahreszeitraum um 0,9 %.

Die **Japan Art Association** verkündete wie immer zeitgleich in Berlin, Paris, Rom, London, New York und Tokio die diesjährigen Preisträger des **Praemium Imperiale**. In der Kategorie Architektur wird 2018 der französische Architekt und Stadtplaner **Christian de Portzamparc** ausgezeichnet. Der Baustil von Christian de Portzamparc sei kühn, künstlerisch und kreativ, heißt es in der Jurybegründung. Einmal mehr bestätigt die Juryentscheidung die Parallelität zu einem weiteren anerkannten altehrwürdigen Preis für Architek-

tur. Denn Christian de Portzamparc teilt die Ehre, sowohl mit dem Pritzkerpreis als auch mit dem Praemium Imperiale ausgezeichnet worden zu sein, mit weiteren großen Namen wie Paulo Mendes da Rocha, Frei Otto, Oscar Niemeyer, Tadao Ando, Jean Nouvel, Richard Rogers und Rafael Moneo. Inwiefern dies die Blickrichtung der Preisrichter, den Anspruch der Japan Art Association oder die aktuelle weltweite Architekturproduktion spiegelt, bleibt das Geheimnis der Jury. Auffällig ist die Tendenz der Preisrichter, ein reiches Lebenswerk über vielversprechendes junges Talent zu setzen. In diesem Jahr begeht der **Praemium Imperiale sein 30-jähriges Jubiläum.** Er wurde bereits an 154 Künstler (inklusive der diesjährigen Preisträger) verliehen und ist mit jeweils 15 Millionen Yen (rund 116.500 Euro) dotiert.

Ende Juli gab die amerikanische Aeronautik- und Raumfahrtbehörde **Nasa** die fünf Gewinner der dritten, letzten und wichtigsten Phase eines Wettbewerbs bekannt, bei dem sich alles um die **Besiedlung des Mars** drehte. Zunächst, im Jahr 2015, waren die Designer gefragt, Wohnbauten zu entwerfen. Dann, 2017, waren die Ingenieure dran, eine 3-D-Drucktechnik zu entwickeln, die Zylinder, Kuppeln oder Träger formen kann. Im letzten Wettbewerb kam beides zusammen. Was uns nun präsentiert wird, sind **„3D-printed habitats“**, also Wohnanlagen, in denen Menschen auf dem Mars überleben könnten. Die Atmosphäre des Planeten ist bekanntermaßen ungeeignet für den Homo sapiens: Im Freien würde er ersticken, erfrieren, vertrocknen und verhungern. Ein Habitat sollte im besten Fall also bereits stehen, bevor die neuen Mars-Bewohner landen. **Das Team Zopherus of Rogers aus Arkansas gewinnt den ersten Preis, zweitplatziert wurde das Team AI SpaceFactory aus New York.**

Der Gedanke einer **Seilbahn für München** als Teil des öffentlichen Nahverkehrs sorgte vor kurzem in ganz Bayern für Schlagzeilen. Das Bauministerium lässt verlauten, dass die Seilbahn, die entlang des Frankfurter Rings auf einer 4,5 Kilometer langen Strecke drei U-Bahnhöfe miteinander verbinden soll, durchaus machbar und sinnvoll, viel preisgünstiger und schneller realisierbar sei, als eine U-Bahn. Sie sei leise, emissionsfrei und vor allem leistungsstark: **4000 Menschen** können (barrierefrei) **innerhalb einer Stunde** transportiert werden.

Zusammengestellt von Erwien Wachter

IMPRESSUM

Herausgeber:
Bund Deutscher Architekten BDA
Landesverband Bayern
Türkenstraße 34
80333 München

Die BDA-Informationen erscheinen in unregelmäßiger Folge viermal im Jahr.

Redaktion:
Dipl.-Ing. Erwien Wachter (V.i.S.d.R.), Dipl.-Ing. Klaus Friedrich, Dipl.-Ing. Michael Gebhard, Dipl.-Päd. Monica Hoffmann, Dr.-Ing. Irene Meissner, Dr.-Ing. Cornelius Tafel

Autoren:
Dipl.-Ing. MArch Rainer Hofmann Stadtplaner, München; Dr.-Ing. Angelika Jäkel, Karlsruhe,

tätig als freie Architektin und Leiterin des arch.lab am Karlsruher Institut für Technologie; Dr. techn. Dipl.-Ing. Alexander Knoop, München; Dipl.-Ing. Karl Ulrich Pfannschmidt, Gerbrunn; Prof. Dipl.-Ing. Karlheinz Rudel, München

Für den Inhalt der Beiträge ist ausschließlich der jeweilige Autor verantwortlich.

Layout: Sabine Seidl
Textredaktion und Gestaltung:
Monica Hoffmann
Druck: Ortmaier Druck GmbH, Frontenhausen

Umschlag: 170 g/qm Fedrigoni Woodstock Noce FSC
Schrift: Frutiger

Einsendungen werden an den BDA Bayern erbeten als Word-Datei per E-Mail an sekretariat@bda-bayern.de, per Fax an 089-184148 oder per Post an den BDA Bayern, Türkenstraße 34, 80333 München.

BUND DEUTSCHER ARCHITEKTEN
LANDESVERBAND BAYERN